

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

2 (18.1.1937)

Die badische Schule

Verantwortlich: Lehramtsassessor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstr. 18b

Heldengedenktag.

Der Gott, den wir verehren, wäre nicht, wenn unsre Seele und unser Blut nicht wären, so würde das Bekenntnis eines Meisters Eckehart für unsre Zeit lauten. Deshalb ist Sache unsrer Religion, unsres Rechtes, unsres Staates alles, was die Ehre und die Freiheit dieser Seele und dieses Blutes schützt, stärkt, läutert, durchsetzt. Deshalb sind heilige Orte alle die, an denen deutsche Helden für diese Gedanken starben; heilig sind jene Orte, wo Denksteine und Denkmäler an sie erinnern, und heilige Tage sind die, an denen sie einst am leidenschaftlichsten dafür kämpften. Und die heilige Stunde des Deutschen wird dann eintreten, wenn das Symbol des Erwachens, die Fahne mit dem Zeichen des aufsteigenden Lebens, das allein herrschende Bekenntnis des Reiches geworden ist.

A. Rosenberg, Schlußwort im „Mythus des 20. Jahrhunderts“.

Eugen Fehle Deutsche Volkskunde.

Volkskunde ist die Lehre vom Wesen und von der Eigenart eines Volkes, d. h. von seinem Volkstum¹. Diese Wissenschaft ist also völkisch bestimmt. Es gibt demnach eine deutsche, eine französische, italienische, japanische Volkskunde. Jedes Volk hat seine vor allem in der Rasse begründete Eigenart. Diese zu erforschen, zu hegen und für die Bildung des Volkes richtungweisend zu gestalten, ist Aufgabe der Volkskunde.

In Staaten, die nur zu „Machtfaktoren organisiert“ sind, hat man kein Bedürfnis, sich um eine solche Wissenschaft zu kümmern. Das Volk hat dort zu gehorchen und wird von oben regiert. Als man Napoleon I.

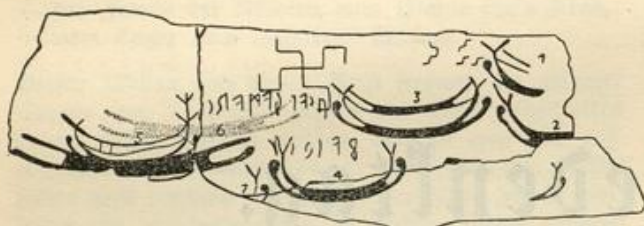


Abb. 1. Felsbilder aus Kärstad am Nordfjord in Norwegen. Nach Oberdeutsche Zt. für Volkskde 8, 1934, 15.

Bedenken äußerte gegen seine Willkürherrschaft in Westfalen und dabei vorbrachte, deutsches Empfinden der Bauern werde sich dagegen wehren, erwiderte er hohnlächelnd: „Was haben die Gefühle der westfälischen Bauern mit Politik zu tun?“ Aber dieses deutsche Empfinden hat nachher den Antrieb gegeben, den großen Korfen aus unserem Lande zu verjagen.

Männer wie Lagarde haben im Zweiten Deutschen Reich immer wieder die Forderung aufgestellt, man dürfe im Staat nicht nur die Macht organisieren, sondern müsse den Staat auf dem Volkstum aufbauen. Aber sie wurden von den regierenden Männern nicht gehört. Nur wenige, die Stillen im Lande, sahen die Gefahr der Volksfremdheit und suchten dagegen zu wirken. Sie wünschten und verlangten einen auf dem Volkstum aufgebauten, d. h. den völkischen Staat².

Ihre Forderungen beruhten teilweise auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts: *Justus Möser* hat die Einheit des Volkstums betont und in seinem Kleinen Verwaltungsbezirk Osnabrück durchzuführen versucht, *Gerder* hat 1769 den Ausdruck Volksseele geprägt und vielfach ausgeführt, daß jedes Volk ein einheitlicher Organismus sei, dessen Glieder zusammengehören wie die Teile eines Körpers. *Gerder*, der Freiherr vom Stein, *Ernst Moritz Arndt*,

¹ Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 1930, 81 ff.; 6, 1932, 85 ff.

² Ebenda 10, 1936, 1 ff.

der Turnvater *Jahn* und manche andere suchten damals solche Anschauungen für die Staatsgestaltung fruchtbar zu machen. Es scheint so, als sei Deutschland im 18. Jahrhundert auf dem besten Weg gewesen, ein völkischer Staat zu werden. *Arndt* schreibt: „Wir sind in dieser Hinsicht in dem jüngsten halben Jahrhundert sehr gebessert worden und werden noch mehr gebessert werden. Das deutsche Gemeingefühl, die alldeutsche Liebe ist gewachsen und wächst täglich. Künftig wird keine Zerreißung, kein Sieg von Deutschen über Deutsche gefeiert werden können . . . durch große Taten, Arbeiten und Leiden werden wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr Volk werden und uns als ein ganzes Volk empfinden.“

Doch die Vorstellungen einer Humanität, die vom einzelnen Menschen unmittelbar zur Menschheit führten und eine völkische Abgrenzung der Nationen misachteten, waren durch die französische Revolution so gestärkt worden, daß eine völkische Bewegung nicht zum Durchbruch kommen konnte. Im Gegenteil, das erste deutsche Kaiserreich fand 1806 ein ruhmloses Ende. Deutschland zerfiel in Einzelstaaten.

Die völkische Bewegung entwickelte sich aber außerhalb der staatlichen Einrichtungen und Machtstellen. Weitblickende Männer, deren deutsches Herz gerade in der Gefahr jener Zeit höher schlug, suchten auf alle Art das Deutschbewußtsein zu stärken und zu wecken. Man pflegte die Zeugen deutschen Volkstums: Volkslieder, Märchen, Sagen wurden gesammelt, die mißachtete germanische Frühzeit wurde durch geschichtliche Darstellungen vor Augen geführt und ihrer Entwertung durch fremde Kultur entzogen. Was im Sü-

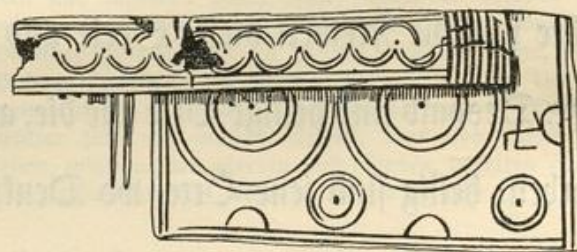


Abb. 2. Knochenkamm aus Buchheim, Amt Neßkirch, Baden. 1. Hälfte d. 7. Jahrh. Heimatmuseum Neßkirch.

den Deutschlands schon bestand, suchte der Freiherr vom Stein auch für den Norden durchzuführen: die grundsätzliche Gleichberechtigung und Freiheit der Volksgenossen aller Stände.

In jener Zeit kam das Wort *Volk*s*kunde* auf als Bezeichnung der Wissenschaft, die alle völkischen Kräfte sammeln, erforschen und zur Tat stärken sollte. In den Freiheitskriegen fanden sich dann auch alle

³ *Ernst Moritz Arndt*, Die Ewigkeit des Volkes (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

deutschen Stämme zusammen im Abwehrkampf gegen die welschen Unterdrücker.

Aber zur Zusammenfassung des deutschen Volkes im völkischen Staate kam es nicht.

Erst nach Jahrzehnten, als wieder unser Nachbar im Westen von der deutschen Grenze abgewehrt werden mußte, im Jahre 1871 war es Bismarck möglich,

einen Teil des deutschen Volkes in einem neuen Reich zusammenzufassen. Dieses zweite Reich war allerdings kein völkischer Staat. Aber es war gut organisiert und wird auch von uns heute begrüßt als Kernstück des deutschen Volkstums.

Adolf Hitler hat uns 1933 den langersehnten völkischen Staat geschenkt. Das ist seine weltgeschichtliche Tat. Daß das Dritte Reich auf dem deutschen Volkstum aufgebaut ist, zeigt es in seinen Sinnbildern und in seinem ganzen Wesen. Als beim Weibefrühling des neuen Reiches, am 1. Mai 1933, Sakenkreuz und Maien miteinander vom deutschen Volke begrüßt wurden als heilige Zeichen, die fortan allen Deutschen den gemeinsamen Weg unseres Schicksals weisen, da faßte der Deutsche auch gefühlsmäßig den Sinn dieses Dritten Reiches und empfand im tiefsten Herzen die neu erwachte deutsche Liebe zu Volk und Vaterland und merkte ihren Unterschied vom Patriotismus vergangener Tage.

Heute ist die Überzeugung, daß wir Deutsche alle unlösbar zusammengehören und in dieser engen Verbindung ein organisches Ganzes, einen Körper bilden, nicht nur aus der verstandesgemäßen Erkenntnis heraus, nicht nur aus „Staatsraison“ bei uns lebendig, nein, diese Überzeugung wird mit allen Sinnen empfunden, wir fühlen aus dem täg-

lichen Erleben heraus, daß wir Deutsche sind, und als solche fest miteinander verwachsen bleiben werden und müssen, wenn wir, der einzelne wie das ganze Volk, gesund sein sollen.

Das deutsche Volkstum ist gesund. Das zeigt die jüngste Zeit, das zeigt seine ganze Vergangenheit. Gibt es ein Land, das mehr angefeindet, mehr von Überfremdungen heimgesucht war, als Deutschland, das mitten in Europa fast nirgends feste Grenzen gegen seine Nachbarn hat! Oft sah es so aus, als ob fremdes Wesen und fremde Mächte unsere eigene Art und unsere deutsche Freiheit vernichten würden. Doch immer wieder, wenn bisweilen auch erst im Augenblick höchster Gefahr, bäumte sich das gesunde deutsche

Volkstum auf gegen seine Entartung und Vergewaltigung. Die Schlacht bei Leipzig im Jahr 1813 war ein Ergebnis dieser Erhebung des deutschen Volkstums. Wir haben in unserer Zeit eine noch mächtigere Erhebung des deutschen Volkes erlebt. Wie wenige Menschen im Inland und Ausland glaubten noch vor wenigen Jahren, daß ein Volk, das so übel geknechtet und erniedrigt war, wie das deutsche, sich in kurzer Zeit zu so herrlicher Höhe erheben könnte! Unser Führer, dem wir diese Erhebung verdanken, war sich dessen wohl bewußt, daß sie nicht durch Organisation einer Macht allein durchgeführt werden könne, sondern nur durch eine Volkserhebung. Deshalb hat er sein Reich ganz auf dem Volkstum aufgebaut.

Unserer Wissenschaft der Volkskunde legt diese Tatsache große Pflichten auf. Die Volkskunde kann nicht mehr nur Besonderlichkeiten aus Gegenwart und Vergangenheit sammeln und bearbeiten. Ihre Aufgabe ist es, die treibenden Kräfte unseres Wesens zu erforschen, ihren Wert klarzulegen, ihren Sinn zu deuten und dieses Wissen umzusetzen in Kräfte, die für die Artung unseres Volkes und damit für das Geschick Deutschlands richtungweisend sein müssen⁴. Führende Männer der NSDAP. haben kürzlich durch Begründung einer Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde die Bedeutung unserer Wissenschaft betont und ausgesprochen, daß die deutsche Volkskunde das Kerngebiet jeglicher Erziehungs- und Schulungsarbeit sein müsse⁵.

Immer noch wirkt da und dort die Vergangenheit nach und eifrige Anhänger der Volkskunde sind bestrebt, irgendwelche Merkwürdigkeiten absonderlicher Leute als wesentlich für die Volkskunde anzusehen. Es klingt fast sinnlos, ist aber doch wahr, daß manche Anhänger der Volkskunde das Gesunde, Normale, in gutem Sinn Triebhafte in unserem Volkstum kaum beachten, und nur das Merkwürdige, Abgestorbene, einer vergangenen Zeit Angehörige aufzeichnen. Uns kommt es im Gegenteil gerade auf die gesunden Triebe und Vorstellungen an, aus denen die Art des Volkstums am besten erkannt werden kann. Dabei unterscheiden wir nicht, wie auch heute wieder in so vielen Büchern angepriesen wird, eine Gegenwartsvolkskunde und eine Wissenschaft der Vergangenheit. Wir suchen die Art des Volkes aus Gegenwart und Vergangenheit zusammen zu erforschen. Dabei legen wir auf die Frühzeit ein ganz besonderes Augenmerk. Denn damals war unser Volk noch nicht so stark überfremdet, wie später. Sein Wesen ist also viel klarer zu erkennen. Außerdem sind in der Frühzeit die triebhaften Vorstellungen, die gerade das Gesunde in der Art des Volkstums zeigen, noch nicht durch verstandesmäßiges Zurechtlegen umgebogen und gedanklich geformt und können somit in ihrer gesunden Ursprünglichkeit, die immer wieder Ausgangspunkt der Artung sein muß, besser erkannt werden. Frühgeschichte und Volkskunde sind demnach Wissenschaften, die aufs engste zusammengehen müssen. Die Zeit, die vor uns liegt, stand einem solchen Zusammengehen fern. Sie ging viel zu sehr von verstandesmäßigem Erkennen aus statt vom seelischen Erfassen. In der Abfolge der Entwicklungslinie, wie sie etwa Darwin für die Naturwissenschaft fest-

⁴ Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7, 1933, 1 f.

⁵ Völkischer Beobachter, norddeutsche Ausgabe, 7. 1. 37.



Abb. 3. Eckpfosten eines 1782 erbauten Hauses in Gamsburst bei Achern (Baden). Der Pfosten ist in der volkskundlichen Lehrschau der Universität Heidelberg.

gelegt hatte, stellte man an den Anfang der Entwicklungsgeschichte die Urdummheit, allmählich entwickelte sich das Menschengeschlecht zu „primitiven“ Wesen. Auch den Germanen schrieb man diese „Primitivität“ zu und stellte die Entwicklung so hin, als ob eine „primitive Gemeinschaftskultur“ sich auch heute noch bei unserem Bauernvolk erhalten habe. Gebend ist

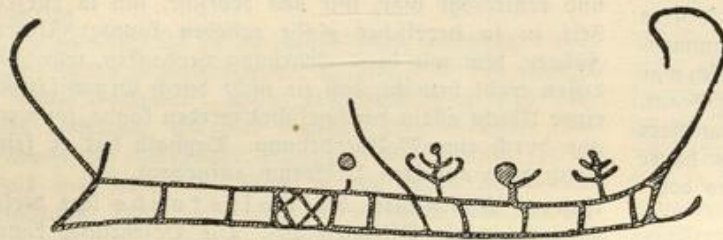


Abb. 4. Maien aus Zimmelstahlund in Schweden. Nach Oberdeutsche Zt. f. Vöde 8, 1934, 6.

für diese Wissenschaft die „Oberschicht“, was von ihr zum Volk dringt, ist „gesunkenes Kulturgut“. Die „Gegenwartsvolkskunde“ hält es für ihre Aufgabe, zu untersuchen, ob die Güter des Volkes der „primitiven Gemeinschaftskultur“ oder dem „gesunkenen Kulturgut“ angehören. Solche Lehren können leicht zum Mißbrauch der Volkskunde führen. Das Salzburger Institut für religiöse Volkskunde gab im vergangenen Jahr ein Buch heraus, in dem der Volkskunde als Hauptaufgabe die Pflicht zugeteilt war, zu untersuchen, wie das aufgenommene Gut umgestaltet werde. Für diese „Volkskunde“ ist die gebende Oberschicht die katholische Kirche, an Stelle der nehmenden Unterschicht tritt die deutsche Volksseele. Sie soll ihre wesentliche Gestaltung durch die Gnade der Kirche bekommen?

Wir fassen die Volkskunde anders auf: Sie soll nicht — mindestens nicht in erster Reihe — die Einflüsse von außen festlegen, sondern zunächst feststellen, was unser Eigenes ist, wo wir in Gegenwart und Vergangenheit auf Ursprünge im germanisch-deutschen Volkstum zurückführen können, wie diese Ursprünge beschaffen sind, wie sie von Anbeginn unserer Geschichte bis heute in Brauch und Glauben sich immer wieder zeigen und wie sie jede Wandlung von Religion und Zivilisation überdauern; denn sie sind das, was uns im Blute liegt, was unserer Art gemäß ist und was allein ewige Wahrheit für unser Volk sein kann.

Gegner im Ausland und Inland haben die Befürchtung ausgesprochen, das Zurückgehen auf germanisch-deutsche Eigenart führe bei uns zu neuer Wodanverehrung. Wir lächeln über solche Zumutungen. Denn es liegt uns ferne, die Götter der alten Germanen wiederbeleben zu wollen. Was tot ist, soll man ruhen lassen. Götter entstehen in der Zeit und sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist. Denn sie sind zeitlich gebundene Geschöpfe der Menschen. Wohl formen die Menschen ihre Götter nach ihrer Art. Deshalb haben die Götter die Eigenschaften der Menschen, aber in vieler Hinsicht doch nur der Menschen einer bestimmten Zeit. Sie verändern sich in ihren Außerlichkeiten mit den Menschen. Ewig aber bleiben die heiligen Sinnbilder eines Volkes. Sie führen über die

⁶ Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 1930, 81 ff.
⁷ Völkischer Beobachter, süddeutsche Ausgabe, 9. 6. 36.

Götter weg zum Göttlichen und zeigen, wie das Göttliche sich einem Volke über alle Zeiten und Kulturarten hinweg offenbart. Gott ist überall der Gleiche, aber die Art, wie er den Völkern offenbar wird, ist verschieden.

So sind auch die Sinnbilder, in denen die Menschen ihren Glauben an das Wirken einer göttlichen Macht aussprechen, bei den einzelnen Völkern verschieden. Der germanische Mensch hat seine Hoffnung, daß das Leben immer wiederkehre und somit ewig dauere, ausgesprochen in Abbildern der Sonne zur Zeit der Sonnenwenden. Im Frühling stellt er Bilder dieser Sonne her, indem er ein Wagenrad mit brennbarem Stoff umwickelt, es entzündet und einen Berg herabwälzt oder sausen läßt oder indem er kleine glühende Scheiben über einen Berg hinwegschleudert. Damit will er der Zuversicht Ausdruck geben, daß die Sonne wieder-

komme, so wie sie sich hier im Abbild den Menschen zeige⁶. Die frühere Forschung hat derartige Bräuche, wie wir sie hier im Südwesten bald als Höhenfeuer oder als Faschnachtsfeuer oder als Scheiben oder sonst wie kennen, als Analogiezauber oder Vorbildzauber angesehen. Man wird der germanischen Religiosität im ganzen mit dieser Einstellung nicht gerecht. Denn für viele Menschen sind diese Bilder der Sonne fraglos heilige Zeichen gewesen, die in ihnen die Zuversicht weckten, daß die Gottheit, wie in früheren Jahren, so auch jetzt wieder neue Kraft der Sonne und damit neues Leben bringe. Man soll aber auch nicht in völkischem Übereifer bestreiten, daß diese Bräuche für manche Leute eine Art Zauberhandlung

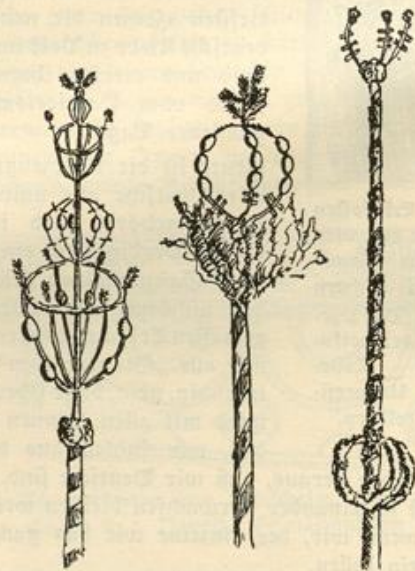


Abb. 5. Palmen aus Aafen, Amt Donaueschingen. Nach Zeichnung von Ernst Fehle. (Vgl. Eugen Fehle, Bad. Volkskunde, S. 166.)

waren. Wo Licht ist, ist auch Schatten, wo Glaube ist, ist auch Beiglaube, und diesen Beiglauben nennen wir Aberglauben oder Widerglauben, wenn er im Widerspruch zum richtigen Glauben steht. Das Wort Aberglaube ist seit Jahrhunderten bestimmt durch die christl.
⁸ Eug. Fehle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Aufl., 1936, 39 ff.

liche Theologie. Was christlichem Dogma zuwiderläuft, wird als Aberglaube bezeichnet. Wenn wir von Glauben und Brauch unserer Väter und vom heutigen Volksbrauch sprechen, so lassen wir das Wort Aberglaube lieber beiseite oder müssen es in anderem Sinne verwenden. Zu allen Zeiten gab es Menschen, die religiöse Handlungen als magische Bräuche auffaßten.



Abb. 6. Sommertagsstecken aus Heideberg. Zeichnung von Hans Fehrle. Vgl. F. Fehrle, Deutsche Feste, S. 66 ff.

Das liegt nicht in der Handlung an sich und ist hier nicht zu gebrauchen für die Wertung der Religion eines Volkes, sondern nur für die Einschätzung der einzelnen Menschen. Was dem einen ein Heilszeichen ist, mag dem anderen ein Amulett sein, was dem einen Sinnbild hoher Frömmigkeit ist, ist für den anderen ein magisches Zeichen. Das war zu allen Zeiten so und wird für alle Zeiten so bleiben. Wir wollen die Germanen nicht in engelhafter Leidenschaftslosigkeit als Tugendbolde darstellen. Ihre Kultur zeigt so viel Licht, daß Schattenseiten nicht verborgen zu werden brauchen. Aber der Aberglaube ist meist kein Schatten, den wir beseitigen möchten. Wie der Esen sich um eine Burgmauer rankt und sie verschönt, so umgibt der Volksglaube Brauch und Sitte, verschönt und verklärt sie. Soll man von Aberglauben reden,

wenn im Schwarzwald die Kinder sich erzählen, zu Weihnachten werden die Ofenstangen zu Bratwürsten und die Ofenbänke zu Lebkuchen! Ist das nicht ein märchenhaftes Steigern heiliger Erwartung?

Die Hoffnungen, die in den Sonnensinnbildern zum Ausdruck kommen und zunächst im Brauch Geltung erhielten, sind schon früh ausgesprochen worden in Bildern, die dem Brauch entnommen sind: Das Sonnenbild als Rad oder als Scheibe wurde neben anderen religiösen Zeichen am Haus, am Brunnen, an sichtbaren Wänden und sonst angebracht als Zeichen der Zuversicht auf Heil und Segen. Unser *Hakenkreuz* ist ein solches Sinnbild¹⁰. Es ist seit der Steinzeit bis heute immer wieder nachweisbar, bald unter anderen heiligen Zeichen, die in die religiöse Vorstellungswelt unserer Urväter führen, wie z. B. die Felszeichnungen in Norwegen und Schweden. Diese gehören zu den ältesten Zeugnissen der Religion unserer Vorfahren. Bisher hat man sie in die germanische Bronzezeit gesetzt (1800—800 v. Chr.), nach den neuesten Forschungen sind sie viel früher anzusetzen, etwa um das Jahr 3000 v. Chr. Sie zeigen in verschiedenen Einzelgestalten und in Gruppen Darstellungen, die heute noch in unserem Volksbrauche leben. Wir haben also im Bereich unserer Vorfahren Bräuche, deren fortlaufendes Bestehen wir durch 5000 Jahre verfolgen können. Sie sind demnach älter als ihre „Vorbilder“, die man bisher gerne im Orient oder am

¹⁰ Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 8, 1935, 5 ff.

Mittelmeer suchte. Unter diesen Felszeichnungen in Skandinavien sind auch Hakenkreuze (Abb. 1). Besonders häufig sind sie, auch gerade bei uns im Südwesten, in der Völkerwanderungszeit und in den anschließenden Jahrhunderten (Abb. 2). Sie haben sich aber allezeit bis heute erhalten (Abb. 3). Wenn jetzt das Hakenkreuz Heilszeichen des Dritten Reiches ist, so ist damit zum Ausdruck gebracht, daß unser neues Reich auf altgermanischen Grundlagen steht.

In derselben Weise brachte man Bilder des Lebensbaumes an¹¹. Auch hier können wir 5000 Jahre zurückgehen. Uralte Belege finden sich wieder unter den nordischen Felszeichnungen (Abb. 4). Auf Schiffen, Schlitten oder Wagen wird der Lebensbaum eingeholt, um als Sinnbild des Segens aufgestellt zu werden. Solche Lebensbäume werden im Frühling am Haus oder im Garten als Segenszeichen aufgestellt. Es sind die überall bekannten Maien. In katholischer Gegend werden die Maien mehrfach im Anschluß an kirchliche Überlieferung als Palmen am Palmsonntag aufgestellt (Abb. 5).

Diese Zeichen bildeten seit alter Zeit Mittelpunkte gewisser Volksfeste, die an den Jahreslauf oder an den Gang des Menschenlebens gebunden waren. Lebensbaum und Lebenslicht sind zur Zeit der Wintersonnenwende heute vereinigt im *Weihnachtsbaum*¹¹. Zweige vom Lebensbaum werden im Frühling in die vier Ecken des Ackers gesteckt, wenn der Bauer die Feldarbeit beginnt, in der Pfalz und im Odenwald gehen Kinder im Vorfrühling mit immergrünen Zweigen, die auf einem Haselstecken befestigt sind, von Wald und Feld her durch die Straßen: hinter ihnen soll der Sommer einziehen (Abb. 6). Ist eine Hochzeit, so wird das junge Paar mit immergrünen Zweigen geschmückt, dem Hochzeitszug voran wird ein Maie getragen, ein hoher Maie schmückt das Hochzeitshaus.

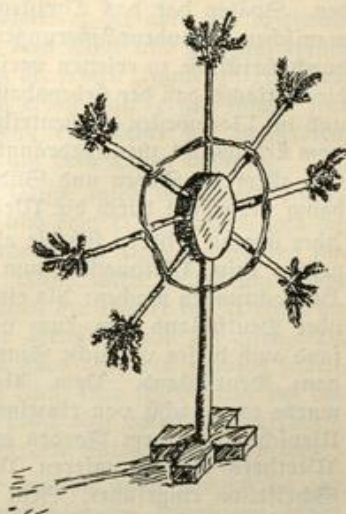


Abb. 7. Schwedisches Julrad in der volkskundlichen Lehrschau der Universität Heidelberg. Zeichnung v. H. Fehrle.

Schön und klar kommen die Hoffnungen, die wir alle mit Sonnensinnbild und Lebensbaum verbinden, zum Ausdruck im schwedischen *Julrad* (Abb. 7). Ganz einfach wird ein Sonnenrad mit seinen Strahlen dargestellt; an den Enden der Strahlen sind immergrüne Zweige. Sie sind Sinnbilder des während sich

¹¹ Fehrle, Deutsche Feste, 80 ff.

¹² Ebenda, 19 ff.

erneuenden Lebens, das die Sonnenwärme immer wieder bringt.

Solche Bräuche sind im ganzen Gebiet des Germanentums verbreitet, von Norwegen bis Tirol, vom Elsaß bis nach Ostpreußen. Sie zeigen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit den Reichtum germanischer Kultur. Doch bei aller Verschiedenheit liegen ihnen dieselben Grundideen, dieselben Ursachen zugrunde: Sie sind überall Sinnbilder der Hoffnung auf neues Leben.

Die Geschichte dieser Sinnbilder ist von höchster Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Volkstums. Wir haben uns durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte, ohne Berücksichtigung der Frühgeschichte, so gern daran gewöhnt, von den deutschen Stämmen auszugehen. Jede geschichtliche Betrachtung eines Brauches aber zeigt uns, daß die Vielheit der Stämme nicht den Anfang deutscher Volkstumsgeschichte gebildet haben kann, sonst wäre die Einheit der Bräuche nicht denkbar. Wir reden von einer gemeingermanischen Sprache und setzen demnach voraus, daß die germanischen Völker einmal in engerer Lebensgemeinschaft gewesen sind, als in geschichtlich heller Zeit. Zum gleichen Schluß zwingen uns die Volksbräuche und Sinnbilder, die wir auch als gemeingermanisch bezeichnen müssen, so das Hakenkreuz, die übrigen Sonnensinnbilder, den Lebensbaum und viele andere. Was der Rasseforscher aus anderen Beobachtungen erschließt, zeigt uns die Volkskunde ganz klar: eine engverbundene Volksgemeinschaft in der germanischen Frühzeit. Ihre artgemäßen Sinnbilder haben sich durch Jahrtausende erhalten: Ursprung des Weihnachtsbaumes ist einmal der germanische Lebensbaum, der überall verbreitet war, wo Germanen wohnten, dann die germanische Vorstellung vom Lebenslicht, die ebenfalls allgemein bekannt war. Mit den Jahrhunderten ist hier die eine Vorstellung, dort die andere besonders entwickelt und dafür eine andere zurückgedrängt worden. Später hat das Christentum mit anderen germanischen Glaubensäußerungen auch diese Bräuche durch christliche zu ersetzen versucht; so beobachten wir die Tatsache, daß der Lebensbaum in Mitteldeutschland und im Nordwesten größtenteils durch die Vorstellung vom Lebenslicht zurückgedrängt war. In vielen Orten, vor allem im Süden und Südosten, war der Lebensbaum verdrängt durch die Weihnachtskrippen.

Aber überall erheben sich die alten Sinnbilder wieder; gerade beim Weihnachtsbaum können wir lehrreiche Beobachtungen machen: Als eine große völkische Welle über Deutschland kam, kurz vor und kurz nach 1800, fand auch dieses völkische Sinnbild Verbreitung durch ganz Deutschland. Vom Alamannischen ausgehend wurde es zunächst von einzelnen, tief deutschfühlenden Menschen nach dem Norden getragen. Goethe hat in Werthers Leiden unseren Weihnachtsbaum in das Schrifttum eingeführt. Sein Siegeszug wurde durch die Freiheitskriege beschleunigt. Nach 1830 wurde seine Verbreitung aus völkischem Triebe zurückgedrängt. In Norddeutschland mag sie damals vor allem dadurch gefördert worden sein, daß das preussische Königshaus ihn um 1835 aufgenommen hatte. Dadurch wurden viele Beamte und Offiziere auf ihn aufmerksam. Im Kriege 1870/71 war der Weihnachtsbaum vielen deutschen Soldaten ein liebes Zeichen aus der Heimat. Nachher fand er als Erinnerung an die-

jes schöne Heimaterlebnis in allen Militärvereinen Aufnahme. Im Weltkrieg 1914/18 war er Millionen deutscher Soldaten wieder ein Gruß der Heimat. Heute gibt es wohl selten ein deutsches Haus, in dem kein Weihnachtsbaum brennt.

Es ist beschämend für das deutsche Schrifttum, daß man eine solche Volkssitte vor Goethe nicht beachtete, während Strömungen europäischer und asiatischer Kultur in den verschiedenen Jahrhunderten eingehend gewürdigt wurden. Aber der Weihnachtsbaum war ja nicht weit her, er stammte ja nur aus unserer Heimat. Hätte man ihn irgendwo im fernen Osten entdeckt, so hätten deutsche Sänger schon längst früher davon gesungen. Diese Tatsache, daß ein deutscher Volksbrauch, der eine Jahrtausend lange Geschichte hat, von Dichtern so lange unbeachtet blieb, ist ein betrübliches Zeugnis der lange dauernden Mißachtung des Volkes im überfremdeten Deutschland. Doch kein Horaz und kein Vergil hatte über ihn geschrieben, wie sollte da der an fremdem Gut geformte Deutsche, der „Gebildete“, ihn beachten! Wir haben die ältesten Zeugnisse über solche Bräuche in Beschimpfungen, Warnungen und Verboten.

Das Christentum war in jener Zeit bei uns schon Jahrhunderte alt. Und doch war im Volksglauben nicht alles ausgestorben, was germanischer Art und Glaubensvorstellung entsprach. Die Bewertung solcher Erscheinungen erfolgte wesentlich von christlicher Anschauung her. Daraus ist es verständlich, daß viele Vorstellungen des Volksglaubens in den Bereich des Aberglaubens verwiesen sind und dem Begriff Aberglaube auch bis in die wissenschaftliche Volkskunde hinein eine viel zu weitgehende Bedeutung zugeschrieben wird.

Das Wort Aberglaube wird in der Volkskunde so vielseitig gebraucht, daß man wissenschaftlich kaum etwas damit anfangen kann. Deshalb soll noch ein Wort darüber gesagt sein. Seit Jahren gibt der Verband deutscher Vereine für Volkskunde ein Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens heraus. Herausgeber ist Dr. Hanns Bächtold-Stäubli in Basel. Von dem Werk liegen jetzt sieben Bände vor. Es ist eine wertvolle Stoffsammlung, kann aber auch sehr irre führen. Übersieht man den Stoff, so wird man trotz des Artikels „Aberglauben“ kaum darüber klar werden, was die Wissenschaft darunter versteht. Bald sind Glaubensvorstellungen erwähnt, die auf germanische Zeit zurückgehen, andere schließen sich an kirchliche Liturgie und christlichen Glauben an, andere wieder führen zu orientalischem antiken Anschauungen. Man würde dieses bunte Gemisch von Glauben und Aberglauben am besten mit dem Begriff Volksglaube umfassen und dabei all die Glaubensvorstellungen meinen, die nicht von einer Religionsgemeinschaft unmittelbar ausgehen und ihrer Lehre angehören. Der Ausdruck Aberglaube hat höchstens Berechtigung vom Standpunkt des christlichen Theologen aus. Mit dem Wort Volksglaube haben wir keine dogmatische Stellung genommen zu den Glaubensvorstellungen, auch zunächst nicht festgestellt, ob sie aus dem deutschen Volkstum erwachsen sind oder aus der Fremde kommen. Diese Feststellung ist selbstverständlich beim Verarbeiten und Bewerten des Stoffes notwendig. Der Begriff Volksglaube kann Glauben und Aberglauben in sich fassen.

Einzelne Forscher haben unseren deutschen Volksglauben, soweit er auf germanische Anschauungen zurückgeht, einseitig bejahend darstellen wollen und nur Hoffnung und Zuversicht als Grundtriebe angesehen, Bangigkeit als Ursache einer Glaubensvorstellung bei den Germanen fremd. Das ist falsch. Bei allen Menschen, auch bei den Germanen, steht beim Anfang eines Unternehmens die Hoffnung und die Erwartung eines guten Verlaufs und daneben oft das bange Empfinden, ob es auch gut gehen werde. So ist es bei der Hochzeit¹², so ist es bei der Geburt eines Menschen, so empfindet man beim Anfang des neuen Jahres, kurz vor jedem Beginnen. Man soll nicht meinen, ein Volk sei als ängstlich hingestellt, wenn man bei Volksgenossen in Einzelercheinungen solch banges Empfinden feststellt. Ein gesunder Mensch sucht dieses unangenehme Empfinden bald loszuwerden, er verlegt es aus seinem Innern heraus, gestaltet seine Sorgen zu einem Gegenüber, das sie verursacht, und bekämpft dieses Gegenüber. Dieses Kämpfen führt nicht zu Mutlosigkeit und zu Demut, sondern kann sich sogar zu heldenhafter Haltung steigern. Das können wir im Beowulf ebenso feststellen, wie in den nordischen Sagas. Man hat derartige Mächte, die man als Verursacher der Sorgen und als Feinde sich gegenüberstellt, Dämonen genannt. Wir lassen das fremde Wort lieber weg, der Deutsche hat die verschiedensten Ausdrücke für solche Wesen seines Glaubens. Zusammenfassend könnte man sie als Unholde bezeichnen.

Ein Volk, das nicht so soldatisch ist in seiner Haltung wie das deutsche, entledigt sich seiner Sorgen auf andere Weise. Es wirft sich in Demut vor solchen vermeintlichen Mächten nieder, fleht sie um Gnade an und sucht sie durch Opfer zu versöhnen. Man kann auch in Büchern über germanische Religion allerlei von Opfern lesen. In vielen Fällen liegen religiöse Handlungen vor, die gar keine Opfer sind.

Ein schönes Beispiel, wie der deutsche Mensch sich solche Sorgen vorstellt und sie gleichzeitig zu überwinden trachtet, bieten die Weisungen, die der Altgefelle der Schmiede, altem Brauch entsprechend, einem jungen Gesellen mitgibt auf die Wanderschaft. Er sagt ihm in feierlicher Versammlung vor den anderen Schmiedegesellen¹³:

„Glück herein! Gott ehr ein ehrbar Handwerk. Mit Günst: Meister und Gesellen, stillet Euch ein wenig. Jung-Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: Lehrmeister, ich sage Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Kurigen wieder zu verschulden.“ Und zur Meisterin sprich: Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß Ihr mich in der Wäsche freigehalten, so ich heut oder morgen möchte wiederkommen, stehet es um Euch, wieder zu verschulden.“

¹² Fehle, Deutsche Hochzeitsbräuche (Eugen Diederichs, Jena 1937.)

¹³ Friedrich Rauers, Häselsbuch (Essener Verlagsanstalt, Essen 1936).

Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: Meister, ich will Euch angesprochen haben, ob Ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen.“ Danach gehe zu deinen Freunden und zur Bruderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte Euch, saget mir nichts Böses nach.“ Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Tor hinaus.

Wenn du aus dem Tor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh' du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin.“ Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarze Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen.“ Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „Kehr um, kehr um, kehr um.“ Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.“ Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung' Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt“; du aber wirst weitergehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen.“

Und wenn du in den dicken Wald kommst, da wird ein Reiter geritten kommen in rothem Samtmantel und sprechen: „Wie so lustig, Landesmann?“ Darauf wirst du sagen: „Soll ich nicht lustig sein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir.“ So wird er dir einen Tausch anbieten, thu es aber nicht flugs zum erstenmal, das anderemal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tausch an, so bis (sei) kein Thor und gib ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinker die Klinker, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen, und du wirst gedenken: „Ach, wär ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen, gelben Birnen. Da kriech nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, denn es könnte nach dir ein anderer guter Geselle unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath findet. Danach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den

hohen Berg. Gänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgehst, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkst, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken; denn wenn du trinkst, möchte das Bündel den Schwung nehmen, und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dir's wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein anderer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlag hierher.

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder ein Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein."

Diese ganze Ansprache ist eine Mischung von Weisungen und Lehren für das tägliche Leben und von Vorstellungen, die ins Übersinnliche führen. Immer wieder fühlt man sich an Sage und Märchen erinnert. Wie dort ist auch hier, altem Brauch entsprechend, die Dreizahl von großer Bedeutung¹⁴: drei Federn muß der junge Geselle zum Vorzeichen vor der Stadt fliegen lassen, drei Raben drohen ihm Unglück, dreimal warnt ihn die Mühle: Kehr um, drei alten Frauen stellen ihm die Gefahren des Waldes vor Augen. Drei Hindernisse sollen ihm somit als Warnung vorgestellt werden.

Diese Angstvorstellungen, die in ihm erregt werden, wird er alle sofort überwinden. Damit wird sein Lebensmut erwiesen. Besonders bezeichnend ist die Art, wie er den drei alten Frauen antwortet, die ihm das Grauen des Waldes vorstellen, indem er sie auf den lustigen Gesang der Vöglein hinweist. Mit diesen will er lustig sein.

In dieser „Vorsage“ — so heißt die Ansprache — der Schmiede sehen wir die Voraussetzungen der Entstehung des Volksglaubens, sehen aber zugleich auch die deutsche Haltung, die bei dem Schmiedegesellen vorausgesetzt wird: er läßt sich nicht unterkriegen durch solches Bängen, das ihn voraussichtlich da und dort auf seiner Wanderung überkommt. Mit frischem Lebensmut wird er alles überwinden.

Diese Vorsage mit Vorwegnahme der Empfindungen, die der junge Schmiedegeselle auf seiner Wanderung voraussichtlich haben wird und überwindet, entspricht vielen Volksbräuchen am Anfang eines neuen Unternehmens, wo neben der bängenden Sorge die Hoffnung und Zuversicht auf ihre Überwindung steht. Man hat bisher in der Volkskunde solches Bängen und den daraus entstehenden Glauben viel zu stark betont. Sie waren für den Forscher merkwürdige Erscheinungen des Glaubens oder Aberglaubens und oft befremdend. Die daran sich anschließenden Äußerungen der Zuversicht sind uns allen verständlich, weil sie unserem Empfinden und Denken durchaus entsprechen. Solche selbstverständlichen Vorstellungen hat man weniger beachtet.

¹⁴ Vgl. Fehrle, Badische Volkskunde 1, 23 ff.

eben weil wir sie für heute und einst als unser eigen, als zum deutschen Wesen gehörend und jedem verständlich, ansehen. In der Gesamtschilderung der Bräuche kam aber dabei das Wertvolle zu kurz, das Nebensächliche, oft erst aus der Fremde zu uns Gebrachte, trat in den Vordergrund. Greifen wir die Hochzeitsbräuche heraus. In alten Darstellungen überwiegen die Schilderungen von Übelabwehr, Schutz der Braut, kurzum Glaubenserscheinungen, die man dem Aberglauben zugerechnet hat. Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, Bauernhochzeiten im Schwarzwald mitzumachen. Von all dem Aberglauben habe ich aber sehr wenig gemerkt, dagegen wurde der Segen in Brauch und Spruch öfters betont. Wie hier ist es bei anderen Volksbräuchen, vor allem im Frühjahr: im Leben stehen Hoffnung und Zuversicht im Vordergrund.

So finden wir überall die Grundzüge deutschen Wesens, wo wir den Erscheinungen unseres Volkslebens nachgehen. Greifen wir als anderes Beispiel das Volkslied heraus.

Die Wissenschaft macht einen Unterschied zwischen Volkslied und Kunstlied. Es werden allerlei Eigenheiten des Volksliedes im Gegensatz zur sogenannten Kunstdichtung aufgezählt. Bei geschichtlicher Betrachtung zeigt sich, daß man die Namen vieler Verfasser von Volksliedern nachweisen kann. Das in ganz Deutschland gesungene Lied „An der Saale hellem Strande“ ist 1826 von Franz Kugler verfaßt, das in Süddeutschland beliebte Lied „A Dirndel geht um Holz in Wald“ stammt von Anton Freiherrn von Klesheim aus dem Jahre 1846. So kennt man von mehreren Hunderten von Liedern, die heute im Volke gesungen werden, die Verfasser. Wo bleibt da der Unterschied zwischen Volkslied und Kunstlied? Noch schwieriger wird die Frage bei Liedern, die einst im Volksmunde lebten, dann von einem großen Dichter umgestaltet worden sind und jetzt in der neuen Form beim Volke umgehen, während die alte vergessen ist. So ist es ergangen mit Hauffs „Morgenrot, Morgenrot“ und mit Goethes „Sah ein Knab ein Röslein stehen“. Hier ist die Unterscheidung von Volkslied und Kunstlied kaum möglich.

Das Wort Kunstlied ist eine unglückliche Prägung. Es geht aus von der Voraussetzung, daß das Volkslied naturhaft, ohne Kunst irgendwo im Volke entstehe, nicht von einem Künstler geprägt sei. So dachte man z. B. in der Romantik. Im Gegensatz dazu nannte man alle anderen Lieder, deren Verfasser man kannte, Kunstlieder, weil sie von einem Künstler nach bestimmten Kunstregeln geformt seien. In Wirklichkeit hat aber jedes Lied einen Verfasser, selten auch mehrere, z. B. wenn einige Soldaten auf der Wache oder im Unterstand ein neues Lied gemacht haben. Doch auch alle solchen Lieder sind nach Kunstregeln gebaut. Das Volkslied ist keineswegs kunstlos.

Bei genauerem Zusehen kann man also nach solchen Gesichtspunkten keinen scharfen Unterschied machen zwischen Volkslied und Kunstlied. Einzelne Forscher haben sich bei dem Bestreben, doch Unterschiede zu finden, damit behelfen wollen, daß sie ein Lied erst als Volkslied ansehen, wenn es eine bestimmte Zeit vom Volke gesungen sei. Doch das sind beliebige Festlegungen. Sie verzichten auf eine Unterscheidung, die



Abb. 11. Im Harmersbachtal

Aufn.: Dr. Paul Wolff, Frankfurt a. M.
 Von der Reichsbahndirektion Karlsruhe zur Verfügung gestellt.



Abb. 12. Ebnet bei Bonndorf

Aufn.: Eugen Fehle



Abb. 13. Schönwald (Oberort) bei Furtwangen i. Schw.

Aufn.: Dr. Wintermantel, Furtwangen



Abb. 14. Nudenberg

Aufn.: Molitor, Neustadt (Schwarzwald)



Abb. 15.
Dorfstraße im Kraichgau



Abb. 16.
Dorfstraße in Geispolsheim (Elsaß)

von inneren Gründen herkommt und sind demnach wissenschaftlich nicht zu gebrauchen.

Es gibt andere Merkmale, nach denen man die Dichtungen kennzeichnen kann. Wenn das Volk singt, gibt es irgendeinem seelischen Erlebnis Ausdruck. Welcher Art dies ist, wird meist schon in den ersten Versen angedeutet. So beginnt ein Lied:

Wer das Scheiden hat erfunden,
Hat ans Lieben nicht gedacht.

Und nun werden in den folgenden Versen die Trennungsschmerzen und das Liebesleid zweier Menschen gesungen, Vorstellung reiht sich an Vorstellung, Bild an Bild, wie sie gerade auf das Gemüt einwirken, bis ein ganzer Kreis von Erlebnissen ausgemalt ist. Ähnlich gibt in der Musik ein Grundakkord die Stimmung und die folgenden Sätze führen diese Grundstimmung aus. Einem Burschen steht die erste Begegnung mit seiner Geliebten vor Augen, wo ihre blauen Augen und ihre blonden Haare ihn bezauberten und er selig war, im Gegensatz zum Trennungswel, das er jetzt erleben muß:

Blaue Augen, blonde Haare
Haben mich verrückt gemacht,
Und dabei muß ich erfahren,
Was die Lieb für Kummer macht.

Bilder von Rosen und Dornen zeigen das Nebeneinander von Freude und Not, die nun von beiden Seiten ausgemalt werden. Das Gedankliche tritt in solchen Liedern stark zurück. Sie geben Stimmungen, die jeden, der zu folgen vermag, anregen können, in träumerischem Sich-Verfassen Erlebnisse und Empfindungen durch das Lied zum Ausdruck zu bringen. Insofern ist das Volkslied allgemein gültig.

Die Vorstellungen sind in solcher stimmungsvollen Volksdichtung aneinandergereiht, wie sie ganz natürlich, früher hat man gesagt mechanisch, sich einstellen, fast wie in den oft sprunghaften Einfällen der Kinder. Ein Gleichklang, ein Farbenempfinden, eine Erinnerung an gemeinsames Erleben zweier Erscheinungen, die an sich nichts miteinander zu tun zu haben brauchen, erwecken gleichlaufende Vorstellungen, bis eine ganze Bilderreihe in bunten Farben der Grundstimmung Ausdruck verleiht.

Hier ist kein logisch gerichtetes Denken maßgebend. Die Vorstellungsserien werden nicht zweckmäßig geordnet, nicht nach logischen Gesichtspunkten aneinandergesetzt, sondern in einem Kreis verbunden wie sie sich einstellen. Beim zweckgerichteten Arbeiten werden durch rationales Denken Vorstellungen und Gedanken nach logischen Gesichtspunkten und zweckgerichtetem Willen aufgereiht. Dies gerichtetes Denken ist für jede wissenschaftliche Arbeit und Bildung erforderlich, es hat dagegen wenig Platz auf den meisten Gebieten der Kunst. Am wenigsten in der lyrischen Dichtung. Sie ist für Feiertagsstimmungen und stille Stunden geschaffen, in denen man sich der Stimmung hingeben will, wie sie einen überkommt. Da will man nicht Vorstellungsserien nach ihrer Zweckmäßigkeit ordnen, sondern die Gedanken ruhen lassen und den Bildern folgen. Gedankliche Zerlegung bringt hier nur matte Gebilde hervor.

Was die Lyrik auch bei den größten Dichtern zur Wirkung braucht, das hat das Volkslied in besonders starker Ausprägung, dies bunte Aneinanderreihen von Vorstellungen und damit die Fähigkeit, den Sänger oder Zuhörer anzuregen, immer weitere Vorstellungen hervorzurufen und damit die gegebene Grundstimmung nachzuerleben. Wir müssen dem Lied nur unsere Herzen öffnen. Marie Ebner-Eschenbach sagt einmal:

Ein kleines Lied, wie gehts nur an,
Daß man so lieb es haben kann!
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang
Und eine ganze Seele.

In derartigen Liedern, die ganz von der Stimmung eingegeben sind, offenbart sich die deutsche Volksseele echter als in gedanklichen Gebilden, die leicht bewußt gestaltet werden können. Deshalb ist das Volkslied ein schöner Spiegel der deutschen Volksseele.

Der Grundakkord eines Liedes kann aus einer Zeit und aus einer Stimmung herausgegeben sein, die in ihrer Ganzheit nicht der deutschen Volksseele entsprechen. Es mag nur eine ihrer Saiten klingen, dann kann das Lied schon übernommen werden. Es wird aber mit der Zeit so umgestaltet, daß bald alle Saiten zum selben Klang zusammenstimmen. Als Beispiel wähle ich ein Lied von G. K. Pfeffel und seine Umdichtung im Volke. Pfeffel singt¹⁵:

Vor ihrer Hütte,
Vom West umweht,
Begibt Melitte
Ihr Nelkenbeet.

Sie kam; es ruft:
O warte doch,
Des Abends duft
Ich stärker noch.

Sie sah ein Blümchen
In vollem Blühn,
Milchweiß, mit Striemchen
Von Karmosin.

Das Nelkenchen flehte
Sich wieder los,
Bis auf die Beete
Der Nachttau floß.

Sie wollt es pflücken,
Um ihre Brust
Damit zu schmücken,
Den Sitz der Lust.

Da fand sie — Götter!
Nichts — als Gewühl
Verdorrtter Blätter
Am lahmen Stiel.

Laß, fleht es lange,
Mich heute noch stehn,
Bis morgen prange
Ich noch so schön.

Sie starrt und drückt
Die Augen zu:
„Ach, ungepflückt
Verwelkstest du!“

Gut, ich kann borgen;
Verschöne dich,
Sprach sie, bis morgen
Verschönst du mich.

Ja, seufzt es, gestern
Noch frisch, heut kahl!
Merkt, reife Schwestern,
Euch die Moral.

Dieses Lied wurde vom Volke mehrfach übernommen. Grund hierfür mag der Vergleich des menschlichen Lebens mit dem Blühen und Welken der Pflanzen gewesen sein. Pfeffels Lied ist 1779 im Göttinger Musenalmanach veröffentlicht. Pfeffel selber war badischer Pfarrerjohn, kam später nach dem Elsaß, verheiratete sich dort und blieb im Elsaß während seines ganzen Lebens. In jener Zeit war in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands französische Zivilisation

¹⁵ Ich übernehme die beiden Liedfassungen dankend einer Zusammenstellung von Liedern, die John Meier zu Übungszwecken gemacht hat.

Mode; es ist nicht zu verwundern, wenn das Elsaß, das dem welschen Einfluß mehr als das übrige deutsche Land ausgesetzt war, stärker als andere deutsche Landteile dieser fremden Art huldigte. Jene Zeit spricht sich in Pfeffels Gedicht aus. Gleich zu Beginn merken wir aus dem Namen Melitte den Einfluß der griechischen Schäferpoesie. Wenn dieses Mädchen vom West umweht ist, so fühlen wir darin eine Nachwirkung von Zephyrs Säufeln. Auch die leichte Lüsterheit des Gedichtes ist dem Einfluß des Welschlandes und der Schäferpoesie zuzuschreiben. Das deutsche Volk hat dieses Lied nach seiner Art umgedichtet. Manche Vertreter der Wissenschaft nennen dieses Umdichten heute noch Zersingen. Damit gibt man für jeden Menschen, der unsere Sprache lebendig empfindet, ein Werturteil in schlechtem Sinne für die Umgestaltung ab. Denn Zersingen deutet auf eine Mißgestaltung des Liedes; man würde besser von Umdichten oder Umsingen reden. Gerade dieses Lied zeigt, daß beim Umsingen durch das Volk die Dichtung auch verbessert werden kann. Ich gebe eine Fassung der Deutschen in Ungarn:

Bei einem Gütchen, des Abends spät,
Begoß Paulinchen ihr Blumenbeet;
Sie fand ein Blümchen so wunderschön!
Ein solches Blümchen sie im Leben nie gesehn.

Sie wollt' es pflücken, o welche Lust,
Damit zu schmücken die holde Brust;
Das Blümlein flehte: „Verschone mich!
Bis morgen blühe ich viel schöner noch für dich!“

Des andern Tages, bei Morgengrau'n,
Da ging Paulinchen die Blum' zu schau'n;
Sie fand das Blümchen von Blättern leer, —
O Himmel, rief sie aus, für mich blühst du nicht mehr!

Die Hoffnung gleicht dem Blümlein:
Sie schleicht sich leise ins Herz hinein;
Noch blühet sie heute so wunderschön, —
Doch kann auf ewig sie bis morgen schon vergehn!

Niemand wird bestreiten wollen, daß das Lied in der Fassung des Volkes besser ist als in der ursprünglichen Dichtung. Außerdem ist alles Zeit- und Stilgebundene weggeblieben. Das Lied kann zu verschiedenen Zeiten in deutschen Menschenherzen eine Saite zum Klingen bringen. Das Nebeneinanderstellen vom Blühen und Welken der Pflanzen und vom Gang des Menschenlebens, das wohl hauptsächlich zur Übernahme des Liedes durch das Volk geführt hat, ist in der Fassung des Volkes besonders betont und gibt dem Lied einen viel edleren Abschluß als bei Pfeffel.

Auch die kleineren Abänderungen sind sehr bezeichnend und sinnreich. Das Bauernmädchen hat ein Blumenbeet, nicht wie Melitte ein Nelkenbeet. Auf Blumenbeet muß ein Keim da sein. Das Bauernmädchen wird bei seiner Arbeit von allen Winden umweht; doch dies ist alltäglich, drum wird es nicht erwähnt. Also muß der Keim „vom West umweht“ weg; dafür wird sinngemäß gesungen: Des Abends spät. Denn untertags hat ein Bauernmädchen keine Zeit, Blumen zu gießen. Außerdem ist das Gießen am Abend zweckmäßiger.

Die Brust, die das Blümlein bei beiden Mädchen schmücken soll, wird bei Pfeffel — soll ich sagen, nach Franzosenart jener Zeit oder im Geiste der Schäferpoesie, jedenfalls ort- und zeitgebunden — als „Sitz

der Lust“ bezeichnet. Wie viel edler und deutschem Empfinden nähergehend sagt der Volksmund: „die holde Brust.“ Goldschaft bedeutet Liebschaft. Herzliche Vorstellungen von Lieb und Treue, Guld und Freude werden mit diesem Klang geweckt.

So fällt der Vergleich beider Lieder im ganzen und in Einzelheiten durchaus zugunsten des im Volksmund geformten Liedes aus.

Will man in der wissenschaftlichen Bezeichnung das Volkslied vom anderen unterscheiden, so wird man statt Kunstlied eher den Ausdruck *Stil Lied* wählen, wie schon vorgeschlagen worden ist. Man meint damit ein Lied, das den Stil einer bestimmten Zeit oder auch eines bestimmten Dichters verrät.

Besonders im sogenannten historischen Volkslied kommt es klar zum Ausdruck, wie alles Zeit-, Personen- und Stilgebundene abgestreift wird, damit zu allen Zeiten ein Menschenherz durch das Lied bewegt werden kann.

Der englische Feldherr Marlborough, der Waffengefährte unseres Prinzen Eugen, war von Soldaten sehr gefeiert. Über ihn ging ein Soldatenlied um, das aus dem Jahre 1722 in folgender Fassung überliefert ist¹⁰:

Marlbrück zog aus zum Kriege,
Miron ton tong, mirontaine, —
Marlbrück zog aus zum Kriege,
Weiß nicht, kommt er zurück.
Er kommt auf Ostern wieder,
Längst Trinitatis doch.
Trinite ist nun vorüber,
Marlbrück kam nicht zurück.

Madam stieg in die Höhe, —
Miron ton tong, mirontaine —
Madam stieg in die Höhe,
So hoch sie steigen kann.
Sah ihren Pagen kommen,
Wie traurig kam er her.
„Ach Page, lieber Page,
Was bringst du Neues mit?“

Das Neue, das ich bringe,
Miron ton tong, mirontaine —
Das Neue, das ich bringe,
Macht schöne Augen naß.
Leg ab die roten Kleider
Und deinen Blumenschmuck.
Dein Marlbrück ist gestorben,
Todt und begraben schon.

Ich sah'n zu Grabe tragen,
Miron ton tong, mirontaine —
Ich sah'n zu Grabe tragen,
Vier Offiziers trugen ihn.
Der eine trug den Harnisch,
Der andre seinen Schild,
Sein großes Schwert ein dritter,
Der Vierte, der trug nichts.

Um seines Grabes Hügel,
Miron ton tong, mirontaine —
Um seines Grabes Hügel
Ist Kosmarin gepflanzt.
Auf seinem höchsten Zweige
Schlug eine Nachtigall;
Nach der vollbrachten Feier
Ging jedermann zu Bett.

¹⁰ Auch diese Zusammenstellung verdanke ich John Meier.

Die Männer mit den Weibchen,
 Die andern all' alleine,
 Die vielen, die ich kenne,
 Die waren all dabei.
 Die Blonden und die Schwarzen,
 Die Braunen auch dazu.
 So endigt sich das Märchen,
 So endigt sich Marlbruck.

Der feldherr Marlborough war bei unseren Soldaten bald vergessen. Das Erlebnis des Liedes aber ist ewig und kehrt immer wieder. Deshalb wurde das Lied vom Volk so umgestaltet, daß es aus seiner Gebundenheit gelöst war und nun für alle Zeiten der Allgemeinheit angehören kann. Eine dieser Volksumdichtungen aus dem Erzgebirge lautet:

Mein Schatz zog fort zum Kriege,
 Juchheirassa, juchheirassa,
 :: Wer weiß, kehrt er zurück? ::
 Die Ektern sind vergangen,
 Er kehrte nicht zurück.
 Ich ging auf jenen Hügel,
 Und sah mich um und um.
 Ich sah zwei Burschen kommen,
 Die waren rot wie Blut.
 Das erste, was wir bringen,
 Macht dir die Auglein naß.
 Dein Schatz, der ist gestorben,
 Ist tot und lebt nicht mehr.
 Wir hab'n ihn sehn begraben,
 Von vieren Offizieren.
 Und der erste trug den Degen,
 Der zweite sein Gewehr.
 Der dritte trug den Kürass,
 Der vierte ritt sein Pferd.
 Und auf des Grabes Hügel
 Schlag eine Nachtigall.
 Und sie schlug: Er liegt begraben,
 Emilie's liebster Schatz.

Der Sänger solcher Lieder gibt sich Stimmungen hin, wie sie das Geschick ihm bringt. Wenn solche Stimmungen als Ausdruck des einzelnen geäußert werden, wie z. B. in dem Lied „Steh ich in finst'rer Mitternacht“, so darf man für diese Fälle nicht von einem Individuallied sprechen. Es ist nur äußerlich ein Ich-Lied, in Wirklichkeit aber gehört es der Gemeinschaft an. Denn der einzelne ist hier Volksgenosse in derselben Lage und Stimmung, wie tausend andere, die das Lied mit demselben Empfinden erleben.

Man hat gesagt, ein Volkslied muß immer von einer Mehrheit gesungen werden. Das ist nicht richtig.

Besonders lebendig ist heute eine andere Art des Volksliedes, das Kampflied. Hier wird vor allem klar, wie das Lied eine Gemeinschaft zu bewußtem Handeln bindet. Kampflieder sind immer lebendig in Zeiten, in denen das Volkstum im Gegensatz zu anderen Kräften sich durchzusetzen

sucht. Wohl sind sie heute anders als ehemals, aber in Tonart und Sinn offenbaren sie die seelische Haltung, die einem Volke eigen ist, das immer sich gleich bleibende Volkstum.

Wie Glaube, Brauch und Lied führen Sage, Märchen, Rätsel, Spruch durch Jahrhunderte zurück und zeigen in Einzelercheinungen wie in ihrer ganzen Haltung germanisch-deutsche Eigenart.

Überall, wo wir das Volkstum beobachten, bemerken wir das Fortleben derselben Ur-Sachen und Antriebe von den ältesten Zeiten bis heute. Wie steht es nun mit dem bodenständigen deutschen Haus? Haben wir auch hier eine Anknüpfung an die Frühgeschichte oder ist unser Bauernhaus — denn darum handelt es sich bei uns doch in erster Reihe — ohne jede Verbindung mit der Vergangenheit irgendwann entstanden, vielleicht unter Einfluß der Fremde?

Wir werden hier, wenn wir auf unsere Frühgeschichte zurückgreifen, vor allem das Holzhaus im Auge haben. Dabei wollen wir uns auf den Südwesten Deutschlands beschränken¹⁷. Im Schwarzwald haben wir zwei Typen des Bauernhauses. In einem sind Wohnraum und die Räume für die Landwirtschaft durch einen Quergang getrennt, das Haus hat an beiden Enden des Querganges eine Türe. Kommen wir zur vorderen Türe, der Haustüre, herein, so liegt seitlich die Stube, dahinter die Küche. Auf der anderen Seite des Querganges fangen die Räume für die Landwirtschaft an. In größeren Häusern sind zunächst noch Kammern angebracht (Abb. 8). Diese Häuser gehen teilweise in das 16. Jahrhundert zurück, jedenfalls sind die ältesten davon vor dem Dreißigjährigen Krieg gebaut.

Daneben haben wir eine andere Hausform. Treten wir zur Haustüre herein, so stehen wir im Gang. Hinter dem Gang ist die Küche, seitlich vom Gang die Stube, hinter der Stube die Kammer. Auf der anderen Seite des Mittelraumes, der aus Gang und Küche besteht, sind die Räume für die Landwirtschaft.

¹⁷ Eingehender dargelegt in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde 10, 1936, 87 ff.

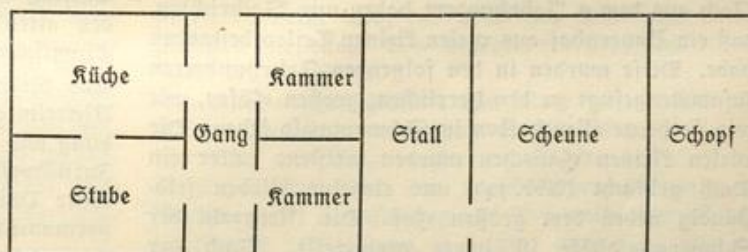


Abb. 8. Älteres Schwarzwaldhaus. Gezeichnet von Hans Fehrlé.

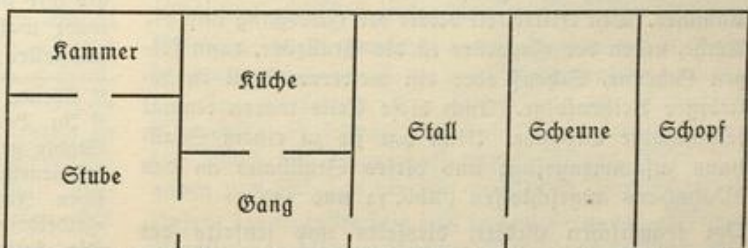


Abb. 9. Grundriß eines nach dem Dreißigjährigen Kriege üblichen Hauses in Oberdeutschland. Zeichnung von Hans Fehrlé.

Es fällt auf, daß der Gang so breit ist, wie die Küche (Abb. 9). Vielfach allerdings ist das später geändert, er ist schmaler geworden und dafür die Stube erweitert oder der Raum ist sonst irgendwie ausgenutzt. Im frühgeschichtlichen Haus haben wir öfters zwei Räume. Vorn einen Wohnraum, dahinter die Küche (Abb. 10). Wenn wir Fortdauer der Überlieferung an-

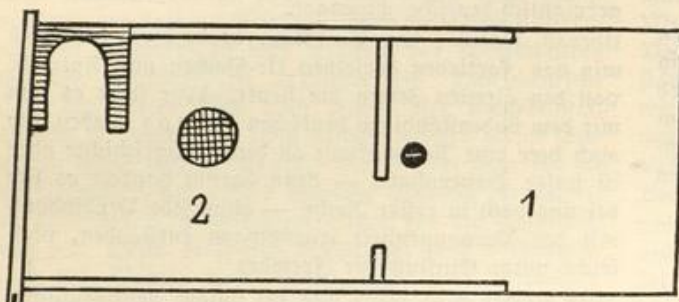


Abb. 10. Grundriß eines frühgeschichtlichen Hauses des 3. Jahrtausends v. Chr. aus Taubried in Württemberg, nach Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 10, 1936, 87.

nehmen wollen, so können wir dieses frühgeschichtliche Haus in den beiden eben geschilderten Haustypen wiederfinden: im älteren Haus (Abb. 8) sind ja Wohnraum und Küche noch hintereinander, wie in der Frühzeit durch einige Jahrtausende. Der Mittelraum des späteren Hauses (Hausgang und Küche) heißt in älteren Urkunden und in der Mundart mehrfach „das Haus“. Das zeigt ganz deutlich, daß diese Mittelräume ursprünglich das Haus ausmachten¹⁸. Damit haben wir für diesen Mittelraum denselben Grundriß, wie im Haus der Frühgeschichte; vorn den Wohnraum, dahinter die Küche. Den Wohnraum hat man später erweitert durch eine große Stube, die zum Wohnen und Schlafen diente. Noch verhältnismäßig spät war sie gar nicht oder höchstens durch einen Vorhang getrennt in Stube und Kammer. Der Raum vor der Küche, die Erde oder der Ern, wurde nicht mehr zum Wohnen verwendet, aber seine Breite erinnert noch daran, daß er einst mehr war, als nur Durchgang.

Noch aus dem 9. Jahrhundert haben wir Nachrichten, daß ein Bauernhof aus vielen kleinen Teilen bestanden habe. Diese wurden in den folgenden Jahrhunderten zusammengefügt zu den herrlichen, großen Höfen, wie wir sie heute allenthalben im Schwarzwald sehen. Die vielen kleinen Häuschen wurden meistens unter ein Dach gebracht (Abb. 14), nur einzelne blieben selbstständig neben dem großen Hof. Die Mehrzahl der Schwarzwaldhöfe ist heute dreigeteilt. Nach der Sonnenseite oder der freien Aussicht zu liegt die Wohnstube, die durch viele Fenster erhellt ist, hinter ihr die Kammer. Den Mittelteil bildet der Hausgang und die Küche, neben der Haustüre ist die Stalltüre, dann folgen Scheune, Schopf oder ein weiterer Stall in beliebiger Reihenfolge. Auch diese Teile waren einmal selbstständige Gebäude. Man hat sie zu einem Stallhaus zusammengefügt und dieses Stallhaus an das Wohnhaus angeschlossen (Abb. 12 und 13).

Im fränkischen Gebiet, diesseits und jenseits des Rheines, haben wir im Wohnbau zunächst denselben

¹⁸ Jehrle, Bad. Volkskunde 1, 97.

Grundriß¹⁹, doch sind die Gebäude anders entwickelt. Wenn man größere Ansprüche an die Wohnbedürfnisse stellt, so baut man mehr in die Höhe. Der Franke war ja früher verstädtert als der Alamanne und hat sich damit von der bodenständigen Art des Bauern nach verschiedener Richtung abgewandt. Außerlich sehen diese fränkischen Häuser ganz anders aus als die alamannischen Holzhäuser (Abb. 15 und 16). Sie sind kleiner, haben aber doch durch eine andere Aufteilung, vor allem durch die Anlage um einen Hof herum, viel Raum. Das Fachwerk gibt ihnen ein liebliches Aussehen. Auch darin haben wir eine altgermanische Überlieferung. Die Germanen haben schon vor der Römerzeit Fachwerkbauten gehabt, das zeigen die Funde und beweist der Römer Tacitus.

Zusammen mit dem Haus muß das Dorf erforscht werden. Zum Dorf gehört die Flur, die in Einteilung und Namen bis zur Frühgeschichte unseres Volkes führt²⁰.

Heute noch sind viele Volksgenossen ängstlich, durch zu starkes Betonen des deutschen Volkstums werde die humanistische Bildung leiden. Sie habe die Idee der Humanität gebracht, die von unschätzbarem Wert für die ganze Menschheit sei. Wir leugnen die großen Bildungswerte des griechischen und römischen Altertums nicht. Nur stellen wir sie in unserem Kulturaufbau anders ein als die meisten Vertreter der sogenannten humanistischen Bildung. Im Wesentlichen sehen wir in den Bildungsgütern, die uns von der klassischen Antike übermittelt werden, hervorragende Zeugnisse arischer Kultur. Wir werden immer fordern, daß es auch in Deutschland Leute gibt, die diese antike Kultur erforschen und für unsere Bildung nutzbar machen. Diese Kultur ist im Süden allerdings andere Wege gegangen als bei uns. Das liegt teilweise am Klima, am Boden, an der Geschichte, großenteils aber ist es bedingt durch Vermischung der Völker am Mittelmeer mit andersartigen Rassen. Gerade am Werdegang der griechischen Kultur können wir von Jahrhundert zu Jahrhundert den zunehmenden Einfluß asiatischer Anschauungen und die Zersetzung des alten Griechentums durch diese fremdrassischen Einmischungen feststellen.

Aus diesen und anderen Gründen werden wir diese Mittelmeerkultur als Ausgangspunkt deutscher Bildung und als Maßstab für unsere Schulung ablehnen. Zurückweisen müssen wir dabei auch die vielfach betonte Voraussetzung dieser ganzen Überfremdung, die germanisch-deutsche Welt habe keine Kultur, von der man ausgehen könne.

Unsere ganze Bildung muß vom Volkstum ausgehen. Ob wir dies Volkstum in Vergangenheit oder Gegenwart wahrnehmen, beobachten und als Beispiel herausstellen, ist gleichgültig. Bezug zur Gegenwart muß

¹⁹ Ebenda 101.

²⁰ In Baden werden die Flurnamen aller Dörfer und Städte gesammelt und veröffentlicht. Der erste Band ist erschienen: Badische Flurnamen, im Auftrage des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben, 1. Band, Heidelberg, Carl Winter, 1935. Der 2. Band ist im Druck. Als Leiter des Bad. Flurnamenausschusses benutze ich diese Gelegenheit, die Lehrer Badens zur Mitarbeit aufzufordern.

das Wissen immer haben. Es muß zur Kraft werden. Wir müssen spüren, daß es im tiefsten Herzen uns angeht. Es muß in uns den Willen wachrufen, mitzuhelfen am Ausbau des deutschen Volkstums.

Eine solche Bildung, die vom blutgebundenen Empfinden ausgeht, die in unserem Heimatboden verwurzelt ist, bindet uns alle viel inniger und enger als irgend eine fremde Kultur uns einigen kann. Denn mit dem gleichen Blut, mit dem gleichen Boden, verbinden uns dieselben Nöte, dieselben Freuden, dieselben leiblichen und seelischen Bedürfnisse. Deshalb ist eine „Humanität“, die vom eigenen Volkstum ausgeht und die jeden Tag mit jedem Volksgenossen zusammen erlebt werden kann, besser und wirkungsvoller als eine auf fremder Sprache und Art aufgebaute Bildung, die immer nur ein Vorrecht gewisser Kreise sein kann. Bauen wir also den „Humanismus“ der Zukunft vom deutschen Volkstum her auf! Dabei steht vor uns als Ziel nicht das Bild der Menschheit an sich, sondern der deutsche Mensch.

Wo wir Volkskunde bei uns treiben, muß es deutsche Volkskunde sein, d. h. hinter den Eigenschaften der Stämme muß das gesamtdeutsche Wesen stehen, und dieses müssen wir zur gemeingermanischen Eigenart zurückführen.

Wir haben hier in der Südwestecke zwei deutsche Altstämme, die Franken und Alamannen. Die Franken

ragen weit nach Mittel- und Norddeutschland hinein. Ihre Eigenart kann nur in diesem Zusammenhang verstanden werden. Die Alamannen dagegen sind auf die Süd- und Südwestgrenze des deutschen Volkstums beschränkt. Sie sind im Ganzen bäuerlicher und haben alte Art mehr bewahrt als die Franken, stehen in Sprache und Brauch der früheren Zeit näher. Ihre Bräuche führen oft in einer erstaunlichen Urümlichkeit bis in die germanische Frühzeit zurück. Das verdient höchste Beachtung. Denn kaum ein anderer deutscher Volksstamm war mehr der Überfremdung ausgesetzt. Doch haben sie allen Gefahren gegenüber mit stolzem Trotz standgehalten. Wachhalten deutscher Eigenart bei diesem starken Stamm im Süden wird eine wesentliche Aufgabe der Volkskunde sein. Aufrecht und stolz, wie das Schwarzwaldmädels auf unserem Bild (Abb. 11), stark und treu wie die Ahnen seit Jahrhunderten muß dieser Stamm als Wahrer deutscher Art an einer großen Völkerscheide gesund erhalten bleiben.

Beide Stämme, Franken und Alamannen vereint, bilden das Volkstum der Südwestecke des Reiches: alamannische Gemütsiefe und der aufgeschlossene Sinn des Franken vereinigen sich in Baden zu einer glücklichen Art. In wundervollem Zusammenklang treffen wir sie bei einem unserer Besten, dem Sohn einer alamannischen Mutter und eines fränkischen Vaters, Johann Peter Sebel.

Alfred Gassert **Offene Singstunde.**

1. Von den Formen des Musizierens.

Aus der Geschichte der Musik erkennen wir: Es gibt Zeiten, die mehr vokal und solche, die mehr instrumental ausgerichtet sind. Dementsprechend ist auch das Klangbild der Instrumentalmusik „vokaler Natur“ bzw. der Vokalmusik „instrumentaler Art“. Ebenso paßt sich das Klangideal des Singens dem des Spielens an und umgekehrt das Spielen dem des Singens. Eine Epoche, die nach immer größerer Klangfülle auf instrumentalem Gebiet strebt, fordert auch den großen imposanten Ton der Singstimme, den „ausgebildeten Sänger, den Solisten“.

Während eine Zeit mit mehr „vokaler Haltung“ in der Praxis des Improvisierens verwachsen ist, steht jene mit mehr „instrumentaler Betonung“ im Banne der Interpretation. Grenzen dieser Musikpraktiken lassen sich jedoch nicht genau festlegen, und man weiß, daß das Improvisieren in gleicher Kunstfertigkeit von Instrumentalisten wie auch Vokalisten meisterlich in die Tat umgesetzt wurde. (Vgl. Generalbasspraxis.) Für die Durchführung einer jeden musikalischen Aufgabe gilt somit die Wegweisung: Interpretation oder Improvisation.

Ein restlos ausgearbeitetes Musikstück mit seinen

Stimmverhältnissen, seiner festgelegten Gliederung und Dynamik weist den Weg der Interpretation. Jeder Umbau, jede Bearbeitung wird als Barbarei gegen den Geist des Kunstwerkes empfunden werden. Interpretieren heißt also, ein Werk im Sinne des Komponisten darstellen. Wir begeben uns gleichsam in die Zucht des Meisters.

Ein musikalisches Gebilde aus seiner melodisch-rhythmischen Urgestalt heraus zum Kunstwerk aufbauen, ist der Weg des Improvisierens. Dieser entfaltet die latente Geseglichkeit der musikalischen Substanz in Stimmigkeit, Phrasierung und Dynamik. Der Gestaltungswille tritt hierzu in lockere aber stets neu bereichernde Beziehung. Improvisieren heißt also, ein Werk im Sinne seiner Urform neuschaffen. Wir begeben uns gleichsam in die Zucht musikalischer Urgesetze. Geschichtlich gesehen lebte bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts neben der Form der Interpretation noch jene der Improvisation. Die Steigerung der Technik in Klangfülle, Spielfertigkeit und Instrumentation richtete jedoch das Augenmerk auf Erfüllung dieser Aufgaben zum Schaden der frei waltenden Improvisation. Unsere sängerfüllte Zeit ließ in der Form der „Offenen Singstunde“ diese verlorene Musikpraxis jedoch wieder neu erstehen.

2. Sinn und Aufgabe der „Offenen Singstunde“.

Diese neu erstandene Musizierform, die im Grunde genommen so alt ist, wie die Musik selbst, ließ die Geister scheiden. Mißverstanden wurde ihr Sinn, mißverstanden ihre Aufgabe; denn man maß sie mit dem Maßstab des Konzertwesens, d. h. mit der Beurteilung, die man interpretierten Werken entgegenzubringen gewohnt war. Wie „vermessen“ jedoch eine solche Bewertung ist, zeigt ein Vergleich: Niemanden fiel es ein, Konzertmaßstäbe an das in Volkstum und Volksbrauch lebendige Musizieren und Singen anzulegen. Jene „Offenen Singstunden“ der Spinnstube u. a. m., wurden nicht als wesensverwandt oder Konkurrenzfähig empfunden. Man sah ihre Verwurzelung in der dörflichen Gemeinschaft und wertete ihre musikalische Äußerung als Lebensausdruck, der nicht heranreiche an das gehobene Lebensgefühl der hohen Kunst.

In solcher Betrachtungsweise ist das Fehlurteil auch für die heutige lebendige Form der „Offenen Singstunde“ enthalten; denn es ist der Standort eines Außenstehenden, eines Hörers. Eine singende Gemeinschaft kennt aber keine Hörer. Sie zieht jeden, dem das Gemeinsame offenbar wird, in ihren Bann. Und dieses Darinnenstehen ist Voraussetzung, ein „Offenes Singen“ zu begreifen und zu beurteilen: Die Einstimmigkeit. Diese Einstimmigkeit zwischen Lied, Tages- und Jahreszeit, zwischen musikalischem Tun und Leben ist die Grundlage jeder Art von „Offenen Singstunden“. In diesen muß gleichsam der Stand der Sonne spürbar werden. Sie und nicht die Uhr formte ja ursprünglich unseren Lebensrhythmus und gab dem Volke das Lied in den Mund und rief das Volk zum Liede. Tausendfältig offenbaren diese Lieder des Volkes die Einheit zwischen Gott, Mensch und Natur.

Wenn wir in unseren Tagen völkischer Erneuerung, im machtvollen Aufklängen die Einstimmigkeit unsres singenden deutschen Volkes miterlebten, dann wissen wir auch um den Sinn „Offenen Singens“. Es bekennt sich zu einem alten Brauchtum und ist singender, klingender Lebensausdruck für Freud und Leid, für Arbeit und Feierstunde.

Weder das Podium noch die ausgebildete Stimme sind ihre Voraussetzungen. Ihr Lebensraum kann gleicherweise die Arbeitsstätte oder die festlich geschmückte Halle, der freie Platz oder die Parkanlage sein. Liedgut und Singeraum streben auch hierin Einstimmigkeit an. So klingen z. B. Lieder der Werksharen lebensvoller in unmittelbarer Beziehung zu ihrer Arbeitsstätte.

Aus dem bisher Dargelegten ist zu erkennen, daß die „Offene Singstunde“ nicht daran denkt, etwa den Konzertsaal zu ersetzen. Ihre Aufgabe ist ganz anderer Natur. Sie knüpft an dem alten Brauchtum des Volksliedes an und gibt diesem dort Heimatrecht, wo es sinnvolle Beziehungen aufweist. Das besagt auch das „Öffnen“ einer Singstunde. Nicht der geschlossene Kreis, die geschlossene Gesellschaft, nicht die geschlossene Form des Volksliedes als Chor im mehrstimmigen Satz, sondern der geöffnete Kreis, die offene Form des Volksliedes, seine Einstimmigkeit ist Aufgabe „Offener Singstunden“. Wenn in dieser Form die

schlummernden musikalischen Kräfte frei improvisierend Mehrstimmigkeit entfalten, dann ist die letzte Übereinstimmung zwischen Lied und Singenden erfüllt. So bildet die „Offene Singstunde“ nicht zuletzt auch eine neue Grundlage lebendiger Volksmusik, die wiederum notwendigen Unterbau einer gesunden Gesamtmusikkultur darstellt.

3. Handwerkliches einer „Offenen Singstunde“.

Jeder Leiter einer „Offenen Singstunde“ muß diese grundlegenden Voraussetzungen erst prüfend erwägen. Nicht Mode, Geltungsbedürfnis oder gar geldliche Gewinnhoffnungen dürfen die Motive einer Singstunde werden, die einzig aus dem Glauben an ihre Aufgabe lebt. Nur der Singeleiter vermag eine singende Gemeinschaft herzustellen, der beseelt ist von dem mitreisenden Glauben an den Sinn seines Tuns und improvisatorisches Können verwirklichen kann. Das will nun nicht besagen, daß ein Singabend ohne Vorbereitung durchführbar ist. Diese verlangt im Gegenteil die gründliche Planung einer Singefolge, die, im Gegensatz zu einer Vortragsfolge, viel mehr handwerkliches Können in Rechnung zu stellen hat.

Dieses handwerkliche Können sei in folgendem kurz zusammengefaßt:

Für die Vermittlung des Liedgutes selbst sind mehrere Wege möglich. Diese sind: Vorsingen bzw. Vorspielen der Melodie seitens des Leiters (Blasinstrument) oder eines kleinen Chores bzw. einer Instrumentengruppe (einstimmig). Die letzte Form des Ansingechores oder der Anspielgruppe bereichert naturgemäß eine „Offene Singstunde“. Stehen keine Liederblätter zur Verfügung, dann ist zuvor ein Vor- und Nachsprechen des Textes erforderlich. Rasch eingeführte Handzeichen oder Ziffern vermögen gute Dienste zu leisten.

Um eine Fühlungnahme zwischen Leiter und Singfreudigen, die erfahrungsgemäß anfänglich zurückhaltend sind, herzustellen, genügt eine kleine improvisierte musikalische Begrüßung im Wechsel zwischen Frauen- und Männerstimmen. Dieses Wechselsingen ergibt sich auch in Zuruf und Gegenruf aus dem Liedgut und entfaltet so die erste Form freier Mehrstimmigkeit, die teils in Anlehnung an die gesungene Melodie, teils in freier Selbständigkeit, teils in Sequenzbildung wächst. Das ist der Augenblick, der dem beherrschenden Singeleiter die Mittel zur Instrumentation in die Hand gibt. Jetzt kann er die Stimmen mischen, teilen, Ober- und Unterstimmen einfügen und instrumentale Begleitstimmen (Dudelsackquinten) improvisieren lassen. In diesem Wachstum entsteht aus dem einfachen Lied die Liedkantate, bei der bald die Instrumente Vor-, Zwischen- und Nachspiele bilden und Gruppen die gesamte Singgemeinde ablösen. Verfügt der Ansingechor über Chorätze der Lieder, so lassen sich diese wiederum zur Abwechslung einfügen. Der Hörer lebt solche Chorätze als Eigentum mit und wartet nur auf den Einsatz, da er wiederum aktives Glied der Kantate wird. Im einfacheren Kanon erlebt der Singende in diesem Rahmen die starke Kraft musikalischer Gesetzmäßigkeit.

Neben der eigenen Stimme stehen den Teilnehmern

noch mancherlei Musikinstrumente zur Verfügung, so das Pfeifen, Klatschen, Stampfen, Summen und Nachahmen anderer Musikinstrumente, die erstaunliches Musikempfinden um die melodische Substanz bekunden. Über das Stoffliche einer „Offenen Singstunde“ ist einleitend das Grundsätzliche dargelegt. Wichtig ist jedoch, daß keine Überladung eintritt. Eine Norm ist hierüber nicht aufstellbar, da örtlich und zeitlich das Fingerspitzengefühl des Leiters entscheiden muß.

Die Aufstellung der Singenden selbst geschieht am besten im Halbkreis oder Kreis.

Ausschlaggebend ist nicht zuletzt die Akustik des Singortes. Ob eine Ansingegruppe den Singenden geschlossen gegenübertritt oder sich unter die Singenden selbst verteilt, hängt von der Singebereitschaft der Teilnehmer ab.

Auch diese erfährt eine starke Belebung durch Aktivierung des Körpergefühls, d. h. eine Auflockerung der Starrheit des Podiumsängers. Vom eigentlichen Singen ist ja nur ein kleiner Schritt zum Tanzen, d. h. zum Körperlichen Mitleben des gesungenen Liedes.

So ist das Handwerkliche einer „Offenen Singstunde“ Improvisation, Improvisation der Stimmigkeit, der Instrumentierung und Gestaltung.

4. Die „Offene Singstunde“ im Rahmen des Schullebens.

Unsere Zeit mit ihrer stark vokal betonten Haltung stellt auch das Musikleben einer Schule vor ihre neuen Aufgaben. Die beinahe unübersichtliche Zahl von Neuererscheinungen an Liederblättern und Liederbüchern ist ein äußeres Zeichen dieser neuen Aufgabenstellung. Die Aufgelockertheit der Musizieranweisung dieser Neuererscheinungen deckt sich mit der alten Praxis: „Auf allerley Instrumenten zu singen und zu spielen.“ Daraus ist zu erkennen, daß neben dem interpretierenden Nachschaffen das freie Neuschaffen Anspruch auf Beachtung erhebt. Als praktisch verwertbare Form tritt so der Geist der „Offenen Singstunde“ in den Bereich des Schullebens. Neben der Befruchtung der Musikarbeit in der einzelnen Schulklasse, gewinnt diese Form für die Feier der Schule besondere Beachtung. Sie ist dazu berufen, auch den Hörenden zu aktivieren, d. h. ihn selbst in die Feier einzubeziehen, um deren Sinn zu verlebendigen. Und dieses Teilnehmen an dem Feierinhalt geschieht nicht nur im Anhören der geschlossenen Form eines vorsingenden Chores, sondern durch die Erweiterung zur offenen Form einer einstimmigen Gemeinschaft. In unsern beiden Nationalliedern findet dieses Einswerden stets spontanen Ausdruck einer festlich vereinigten Schulgemeinde. (Merkwürdigerweise verbucht diese Tatsache die Zeitung als ein (!) „Absingen“ der nationalen Lieder!). Letzte Steigerung erfährt dieses Einswerden jedoch dann, wenn außer Musikstück, Ansprache und Nationalhymnen noch die Einstimmigkeit von Lied und Besonderheit des feiernden Tages einmal in der Reihenfolge den Teilnehmer auch wirklich an der Gedankstunde „teilnehmen“ läßt. Der Kanon ist hierfür gleichsam Symbol; denn er bindet durch sein musikalisches Gesetz die ganze Schulgemeinde zu einer singend bekennenden Einheit.

Naturgemäß kann es sich hierbei nur um einen kurzen Ruf oder Spruch handeln, der sich von der Ansingegruppe auf die Hörer entfalten muß. Vor dem Einbau eines solchen Kanons oder auch Liedes ist gründlich zu erwägen, ob ein ausgedehnteres Einüben unterbleiben kann; denn eine Feierstunde darf niemals eine eigentliche „Offene Singstunde“ werden. Es kann sich hierbei nur um den Einsatz der improvisatorischen Grundkräfte handeln. Die Erweckung und Erziehung dieser Grundkräfte selbst, ist Aufgabe der einzelnen Musikstunde, damit die Musik im Dienste des schulischen Lebens einsatzbereit wird. Das will nun nicht besagen, daß der Schulchor, dem es um die Aneignung und Vermittlung geschlossener Formen geht, keinerlei Aufgaben und Rechte in der Schule mehr haben soll. Im Gegenteil wird durch diese Haltung der Musik gegenüber die Leistung eines Schulchores eine neue Würdigung erfahren. Diese besteht in einer neuen Höreinstellung zur geschlossenen Form der Musik, d. h. in einem aktiveren Hören, das durch die Gesetze der Improvisation bereichert ist.

Gerade in öffentlichen Feiern, die rein musikalischer Natur sind, und bei denen sich der Hörerkreis auf Eltern und Freunde der Schule erweitert, läßt sich diese Höreinstellung gegenüber dem Werk stärker aktivieren, wenn die ganze Schulgemeinde zum Schulchor in Chorgemeinschaft hinzutritt. Hier beginnt auch die Möglichkeit, eine tatsächliche „Offene Singstunde“ einzubauen. Sie vermag den musikalischen Darbietungen den Charakter des Unterhaltungsabends zu nehmen und gibt dem Musizieren und Singen jenen tiefen Sinn wieder, der das Dasein heiligt. Denn:

Singen im offenen Kreis ist nicht Entrücken in eine bessere erdachte Welt, sondern gesteigerte Lebensäußerung in Über-ein-stimmung mit Gott, Mensch und Natur.

Nachstehende Literaturangaben sind Liedveröffentlichungen, die für „Offene Singstunden“ geeignet sind. Größtenteils sind dieselben vom Verfasser praktisch erprobt. Die Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und ist in alphabetischer Reihenfolge wiedergegeben.

Die Singstunde. Georg-Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel. Als Herausgeber zeichnen: Bis Nr. 76 Fritz Jöde, von Nr. 79 an Walter Kurka und seit Nr. 92 der Georg-Kallmeyer-Verlag.

Liederblatt der Hitler-Jugend. Georg-Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel. Herausgeber: Kulturamt der Reichsjugendführung.

Lieder für Alle. Bärenreiter-Verlag, Kassel. Als Herausgeber zeichnen: Walther Hensel, Wilh. Thomas, Konrad Ameln, Jörg Erb, Gottfried Epitz, Meta Diestel und Bernhard v. Peinen.

Lobeda Singblatt. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Herausgeber Carl Hannemann und Walter Rein, bis Nr. 8 auch Dr. Ludwig Kelbez.

Neue Lieder des deutschen Volkes. (Liedpostkarten.) Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Singendes Volk. Verlag Künstlerbund, Karlsruhe. Herausgeber: Min.-Rat Karl Gärtner.

Singendes Volk. Herausgeber: Deutscher Sängerbund e. V., Berlin W 35.

Der toten Helden Ruf ans Volk.

Von Friedrich Singer.

Grau ist der Tag und braun das Land, die Schollen stumpf und leer;
wir stehn an Gräbern Hand in Hand, die Herzen still und schwer.

Da liegen sie, die Brüder all', millionenweis gemäht . . .
horch, dringt nicht leisen Rufes Schall ins schweigende Gebet? — :

„Wir sind das Heer der deutschen Fucht, wir schirmten Hof und Haus,
wir wußten nichts von feiger Flucht, wir hielten eisern aus.

Wir kannten nichts als kühnen Kampf in einer Welt voll Hohn,
in Haßgewirr und Wutgestampf die Pflicht als höchsten Lohn.

Bis ein Stück Blei, ein Splitter scharf den Körper uns zerriß —
doch daß der Feind nicht siegen darf, war uns im Tod gewiß . . .

Er siegte doch — im schlimmen Spiel des Schicksals und der Macht —,
doch daß ein Volk so schnöd zerfiel, das hat uns Leid gebracht!

Da ging durch unsrer Gräber Grund ein Klirren wie von Stahl,
da starb der toten Brüder Bund vor Gram zum andernmal!

O Gott, nun aber sei dir Dank! Dem Volk, das sich verlor,
ein Führer kam! Was schwach und schwank, riß er zu sich empor.

Er schuf das Heer der neuen Fucht, Millionen Männer, Frau'n
warf er herum in wilder Wucht, ein Zug in grau und braun.

Und wie einst wir, so starben sie für Führer, Volk und Land,
der gleichen Hymne Melodie schlang um uns all' ihr Band.

Aus unsrer Tat, aus unsrer Saat erwuchs die neue Zeit,
ein einig' Volk, ein starker Staat, geschlossen, kampfbereit.

Und nicht umsonst das Opfer war! Es kam aus Blut und Tod,
aus Elend, Grauen und Gefahr der Freiheit Morgenrot! . . .

Der Ruf verhallt; noch stehn wir da an Gräbern, dankeschwer,
was klingt und schwingt jetzt fern und nah wie fromme Ostermär?

Du grauer Tag, du braunes Land: Wie hinterm Vorhang still
ahnt unser Herz, spürt unsre Hand, daß Frühling kommen will!

Noch sind die Dünste trüb und dicht, die Hoffnung matt und zag:
O bring doch bald, du Osterlicht, den Auferstehungstag!

Entnommen dem Gedichtband „Hymne des Lebens“, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe.

Das Badische Geschlechterbuch erscheint in der Reihe des Deutschen Geschlechterbuchs. Es ist daher erforderlich, zuerst einiges über das Deutsche Geschlechterbuch zu sagen und zum bessern Verständnis seien hier zunächst einige Grundbegriffe der Familienforschung mit zugehörigen Erörterungen vorangeschickt.

Stellt man, von sich selbst (Proband, Ausgangsperson) ausgehend, den Vater, den Vater des Vaters (Großvater), dessen Vater (Urgroßvater), dessen Vater usw. (Urtvater, Urgroßvater, Urturgroßvater, Obervater, Obergroßvater, Oberurgroßvater ... bzw. den letztermittelbaren „Stammvater“) zusammen, so erhält man die sog. **Stammlinie** (gerade Stammlinie, Ahnenlinie des eigenen [gleichen] Namens). Diese Linie ist die Grundlage jeglicher Familienforschung. Von der Stammlinie kommt man zur **Stammfolge**, indem man alle vom letztermittelten Vorfahren — durch Männer (!) — abstammenden Personen (Nachkommen — im „Mannesstamm“) zusammenstellt bzw. zur **Nachfahrerschaft**, indem man auch die durch Frauen („in den weiblichen Linien“, „im Weibesstamm“) vom letztermittelten Vorfahren abstammenden Personen (Abkömmlinge) einbezieht. Und man kommt andererseits von der Stammlinie zur **Ahnentafel** (der Ausgangsperson), indem man in der Stammlinie bei einem jeden Mann seine Gattin (bei mehrfacher Verehelichung eines Vorfahren [Ahnen] natürlich diejenige Gattin, von der der Ahn-Sohn abstammt) hinzufügt und die Eltern und Voreltern all dieser „Mütter“ ermittelt. Stammtafel und Ahnentafel sind die beiden Betrachtungs- und Darstellungsarten, die sich in der Familienforschung vorzugsweise herausgebildet haben; die Tafelform ist natürlich in beiden Fällen nur bei geringerem Umfang ausführbar, während umfangreichere Stammfolgen und Nachfahrerschaften sowie Ahnentafeln in Listenform dargestellt werden müssen. Früher überwog die Stammtafelforschung und zwar in der Form des sogenannten **Stammbaums**. Bei diesem bildet die Stammlinie den Stamm des Baumes dergestalt, daß er von dem über der Wurzel anzusetzenden Stammvater über alle Zwischenglieder zu demjenigen Nachkommen als Spitze führt, ebendessen Stammbaum aufgezeichnet werden soll; damit auch wirklich ein Stamm entsteht, wird in den ersten Generationen entweder nur die Stammlinie gegeben oder werden höchstens die Familien der Zwischenglieder dargestellt (sog. gerade Stammfolge) und erst von einem späteren Zwischenglied ab seine Nachkommen (im Mannesstamm) auch in den Seitenlinien als Äste und Zweige des Baumes (Krone) verfolgt. Der Stammbaum ist somit nur Teil (Ausschnitt) einer Stammtafel. Heute wird jedoch vor allem Ahnenforschung getrieben. Stammbaum, Stammtafel und Nachfahrentafel zeigen uns zwar — die ersteren beiden überdies nur unvollständig — die Nachkommenschaft eines Ehepaars durch die Jahrhunderte hindurch. Sie vernach-

lässigen aber die Betrachtungsweise über die erbmäßige Abstammung der einzelnen, in ihnen angeführten Personen. Genau so einseitig, nur nach der andern Seite, ist die Ahnentafel. Auch sie ist nur ein Ausschnitt aus dem wirklichen Leben. Sie ist bezogen jeweils nur auf die Einzelperson und gibt uns nichts weiter als die ahnenmäßige Zusammenfassung der Einzelwesen. Im wirklichen Leben gibt es aber keine solchen Ausschnitte. Der Mensch ist zugleich Glied einer Familie, Glied eines Stammes (= Geschlecht) und steht in der Ahnentafel als Träger von unendlich vielen Ahnenpaaren, in deren einer jeden Nachfahrentafeln er als Einzelglied erscheint und in jeder dieser Nachfahrentafeln eine Menge von näher und weiter entfernten Blutsverwandten um sich stehen hat. (Federle, Familienkunde, S. 134.) Um die blutmäßige Verflechtung z. B. einer Nachfahrerschaft ganz aufzuzeigen, wäre erforderlich, für jeden in die Nachfahrerschaft angeheirateten Ehepartner (Mann oder Frau) die Ahnentafel und jeweils für alle darin vorkommenden Ahnenpaare die Nachfahrentafeln aufzustellen; das ist selbstverständlich unmöglich. Und doch können wir uns ein Bild machen über das dicke Gewebe des Blutes, in das der einzelne Mensch in seinem Volk verflochten ist, indem wir uns mit einem Ausschnitt der vorgedachten Aufstellung begnügen, und damit kommen wir zur **Sippstafel**. Diese stellt eine Verbindung der Ahnentafel und der Nachfahrentafel dergestalt dar, daß für eine Ausgangsperson die Ahnentafel bis zu den 4 Urgroßelternpaaren oder den 8 Ururgroßelternpaaren (Altelternpaaren) ermittelt und ferner für jedes der 4 Urgroßelternpaare bzw. der 8 Altelternpaare die Nachfahrentafel zusammengestellt wird; auf diese Weise wird, was im Unterschied zu der Stamm- und Nachfahrentafel einerseits und der Ahnentafel andererseits Aufgabe der Sippstafel ist, die gesamte Blutsverwandtschaft der Ausgangsperson, d. h. die blutmäßige Verknüpfung des einzelnen Menschen mit seiner Verwandtschaft aufgezeigt. Der Wahlspruch für die heutige Familienforschung muß daher lauten: Über Stammbaum und Stammtafel hinaus zur Nachfahrentafel und über die Ahnentafel zur Sippstafel!

Das **Deutsche Geschlechterbuch** (Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien — herausgegeben von Dr. jur. Bernhard Koerner, Ministerialrat im preussischen Ministerium des Innern; Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde C. A. Starke, Görlitz) bringt, wie schon der Name besagt, deutsche Geschlechter (Stämme). Das Schwergewicht ruht also nach wie vor auf der Darstellung von Stammfolgen und dies aus guten Gründen; die Stammtafel (für ein Druckwerk natürlich in Listenform) hat nämlich auch eine praktische Seite. Sie bestimmt, in welchem Maße am zweckmäßigsten zwischen den einzelnen Forschern der stets ins Unendliche wachsende Stoff aufzuteilen ist: nach den väterlichen Erbstämmen! So wird

am besten unnötige Doppelarbeit vermieden. Würde jeder Forscher, etwa von seinem ältesten Vorfahrenpaar um 1650 aus, sämtliche Nachfahren forschend erfassen wollen, so müßte er sich mit Hunderten von verschiedenen Namen tragenden Einzelfamilien beschäftigen. Am besten schließt er aber ab, wo oft genug der andre Erforscher eines andern väterlichen Erbstamms beginnt. In Zukunft wird man immer häufiger bei der Heirat einer Tochter auf die Stammtafel ihres Gatten verweisen können, die dann alle weiteren Angaben bringt (Dr. Heinrich Danniza von Bazan, Strei um den Stammbaum in „Archiv für Sippenforschung“, 1936, S. 258/59). Es ist aber im Rahmen des Deutschen Geschlechterbuches durchaus ermöglicht und zugleich erwünscht, durch Erweiterung der Stammtafel zur Nachfahrentafel, insbesondere wo sie sich der Gegenwart nähert, und durch Beifügung der Ahnentafel des Bearbeiters (Einsenders) der Stammfolge und auch von Ahnentafeln anderer in der Stamm- bzw. Nachfahrentafel vorkommenden Personen die Verbindungsfäden aufzuzeigen, welche das dargestellte Geschlecht mit andern (verschwägerten und versippten) Geschlechtern verknüpft; es kann also namentlich auch die Sippschaftstafel dargestellt werden (siehe auch unten!). Kleinere Nachfahren- und Ahnentafeldarstellungen kommen hierbei unter Fußnoten; umfangreichere werden in Anhängen am Schluß jedes Bandes gebracht. Das Deutsche Geschlechterbuch wird also auch den heutigen Belangen der Familienforschung durchaus gerecht. Es ist das Standardwerk (mustergültige Werk) der deutschen Sippenforschung. Das Deutsche Geschlechterbuch umfaßt heute 92 Bände (mit 2434 Stammfolgen, über 1000000 Einzelpersonen). Ein gewaltiges Material ist damit für die Sippenforschung, für rassenbiologische und soziologische Auswertungen mit tausenden farbiger und schwarzer Wappen, Bildern, Handschriften, Ahnentafeln u. dgl. zur Drucklegung gelangt. Im allgemeinen bringen die einzelnen Bände Geschlechter aus ganz Deutschland bzw. deutschem Sprachgebiet. Es hat sich aber als zweckmäßig erwiesen, Sonderbände für einzelne räumlich abgegrenzte Gebiete (Volksstämme, Länder, Landschaften, Städte) herauszugeben. Als solche Sonderbände sind bisher 60 erschienen: 8 Hamburger, 8 Hessen, 6 Schwaben, 5 Deutsch-Schweizer, 3 Bergische, 3 Mecklenburger, 3 Niedersachsen, 3 Ostfriesen, 3 Pommern, 2 Kurpfälzer, 2 Ostpreußen, 2 Posener, 2 Sauerländer, 1 Badener (siehe unten!), 1 Deutsch-Baltischer, 1 Lipper, 1 Magdeburger, 1 Nassauer, 1 Oberfachsener, 1 Ravensberger, 1 Schlesier, 1 Schleswigholsteiner, 1 Thüringer. In Vorbereitung sind nahezu 50 Bände aller Stammesgebiete sowie allgemeine Ausgaben.

Was das Deutsche Geschlechterbuch für Gesamtdeutschland ist, soll das Badische Geschlechterbuch für das Land Baden werden. Dessen Bearbeiter ist Dr. jur. Landrat Paul Strack, früher in Sinsheim an der Elsenz, jetzt in Lahr, Thiergartenstraße 10, an den man sich gegebenenfalls wenden wolle. Bisher, nämlich im Sommer 1934, ist der 1. Band des Badischen Geschlechterbuches als 81. Band des Deutschen Geschlechterbuches erschienen. Noch im Lauf dieses Jahres soll der 2. badische Band herauskommen und bald ein dritter folgen, für den schon jetzt verschiedene Stammfolgen vorgemerkt sind. Voraussetzung für die Auf-

nahme einer Stammfolge in das Badische Geschlechterbuch ist, daß das darzustellende Geschlecht mindestens durch drei Generationen (Geschlechterfolgen) hindurch im Lande Baden, d. h. in den seit rund 100 Jahren zum jetzigen Land Baden zusammengeschlossenen Gebieten in dieser oder auch in früherer Zeit sesshaft war. — Der 1. badische Band (720 Seiten umfassend) enthält folgende 26 Stammfolgen: 1. Beck aus Hachtel in Franken, 2. Benkiser aus Rotensohl in Schwaben, 3. Berg aus Nidda in Oberhessen, 4. Burckhardt aus Wimpfen a. N. in Schwaben, 5. Fischer aus Gresthal in Unterfranken (unter andern Dr. med. Eugen Fischer, ordentlicher Professor der Anthropologie an der Universität Berlin, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem, dessen Bild als Titelbild den Band eröffnet), 6. Furtwängler aus Neukirch im badischen Schwarzwald, 7. Haas aus Hasloch in Baden, 8. Hüpp (Hüpp) aus Simonswald im badischen Schwarzwald — mit Nachfahren- und Ahnentafel (ab und über dem Urgroßelternpaar Hüpp des Bearbeiters und Einsenders der Stammfolge, des Verfassers dieses Aufsatzes; er wird im 3. badischen Band die Stammfolgen seiner Mutter Binder und seiner beiden Großmütter Zaungs und Höfele bringen, auch hier mit Nachfahren- und Ahnentafel seiner weiteren drei Urgroßelternpaare Binder, Zaungs und Höfele und somit ein Musterbeispiel bieten, wie im Rahmen des Deutschen Geschlechterbuches Stamm-, Ahnen- und Sippenforschung miteinander verbunden werden kann), 9. Kaltenbach aus Laufen in Baden — mit Wappenbrief von 1564, 10. Kapferer aus Nieders in Tirol, 11. Kappler aus Baden-Baden, 12. Oberst aus Riniken im Nargau, 13. Pfisterer aus Pleickartsforst in Baden, 14. Reinholdt aus Reichenbach in Sachsen, 15. Salzer aus Schemnitz in Ober-Ungarn (jetzt Tschechoslowakei) — mit Nachfahrentafel, 16. Specht aus Friedersdorf in Thüringen, 17. Speierer (Spenerer) aus Leiberstung in Baden, 18. Tritscheller (Tritscheler, Tritschler) vom Ebenemooshof im Schwarzwald — mit Ahnentafel, 19. Vortisch aus Grözingen (bzw. dem badischen Oberland), 20. Waag aus Durlach in Baden, 21. bis 25. Waeker aus Nesselried-Bohlsbach in der Ortenau, aus Gereut, aus Sulz, aus Zundsbad-Forbach und aus Gochsheim, alle diese Orte in Baden — nebst einzelnen Namensträgern, 26. Wendt aus Königsberg in der Neumark. Außerdem bringt der Band — im Anhang — die Ahnentafel für Dora Gertrud Finckh, geb. Zonsell (Ergänzung zu Bd. 34, S. 243, Anmerkung 130a). Dem Band sind mehrere Wappen (teils farbig) und viele Bildnisse beigegeben. — Der 2. badische Band wird folgende Stammfolgen enthalten: 1. Becker aus Pforzheim, 2. Braun aus Karlsruhe-Beiertheim, 3. Bujard aus Pforzheim, 4. Edelmann (Anhang zu 7), 5. Eisenlohr (badischer Ast; Ergänzung zu Bd. 34), 6. Glöckner aus Freiburg, 7. Gluck aus Löffingen, 8. Groppe aus Rinklingen bei Bretten, 9. Gagmaier aus Walsangelloch, 10. Gassinger aus Richen bei Eppingen, 11. Ketterer aus Schonach bei Triberg, 12. Schimpf aus Gengenbach und Offenburg, 13. Schlageter aus dem Wiesental und Goggenland (u. a. Albert Leo Schlageter, der Held aus dem

Kuhrkampf, dessen Bild als Titelbild den Band zieren wird), 14. Thorbecke aus Mannheim, 15. Vierling aus Flinsbach bei Sinsheim an der Elsenz, 16. Villinger (Anhang zu 7), 17. Werner aus Adelsheim und Seidelberg, 18. Wiest aus Lenzkirch im Schwarzwald; außerdem Nachträge zu den im 1. Band veröffentlichten Stammfolgen Bendiger, Furtwängler, Tritscheller, Waag und Wacker. — Das Land Baden, das in der Familienforschung zurückgeblieben war, erscheint sonach auf dem besten Wege, in kurzer Zeit das Versäumte einzuholen; es kann schon heute als in der sippenkundlichen und lebensgesetzlichen Forschung führend bezeichnet werden. Es muß der Stolz jedes interessierten Badeners sein, zur möglichsten Verbreitung des Badischen Geschlechterbuchs beizutragen, einmal um die Kunde über die badischen Geschlechter in die weitesten Kreise zu tragen, sodann insbesondere aber auch um zu weiterer Forschung anzuregen. Und hier sei noch auf eines hingewiesen: der Adel pflegte seit alter Zeit Familientradition und Familienforschung — schon der Ebenbürtigkeit halber; es folgten die erlauchten bürgerlichen Geschlechter in der Hingabe an die Familienforschung; heute, im Dritten Reich, gilt aber auch der Mann im einfachen Kleid: der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter. Wir brauchen heute Stammfolgen, Ahnen- und Sippschaftstafeln namentlich auch aus diesen Kreisen. Es ist nicht zuletzt gerade auch der Zweck dieser Zeilen, zu solcher Forschung anzuregen, wie andererseits natürlich auch dieser Aufsatz den Zweck verfolgt, dem Badischen Ge-

schlechterbuch möglichst viele Abnehmer zu gewinnen. Es sei in diesem Zusammenhang auch nochmals auf die Erlasse des badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 6. Juni 1934, Amtsblatt Nr. 14, S. 115, und vom 26. Mai 1936, Amtsblatt Nr. 12, S. 111/12, verwiesen, wonach allen unterstellten Schulen die Anschaffung des Badischen Geschlechterbuchs dringend empfohlen wird, in dem letztangeführten Erlaß zugleich mit dem Hinweis, daß durch zahlreiche Bestellungen das Erscheinen der so wünschenswerten weiteren Bände gefördert würde. — Und die Kosten der Drucklegung einer Stammfolge im Deutschen (Badischen) Geschlechterbuch? Der Verlag beansprucht als Gegenleistung für die Veröffentlichung von 6 Seiten Text die Abnahme von fünf Pflichtbänden zum Vorzugspreis von je 14 RM. (Ladenpreis: 20 RM.); für je zwei weitere Seiten Text ist ein weiterer Pflichtband zu 14 RM. abzunehmen. Es besteht hiernach die Möglichkeit, von solchen Einsendern von Stammfolgen, die nicht alle ihre Pflichtbände im Verwandtschaftskreis abzusetzen vermögen, diese neu zu verbilligtem Preis zu beziehen. So ist auch der Verfasser (Anschrift: Rudolf Hüpp, Landgerichtsrat, Offenburg, Gildastraße 105) in der Lage, sowohl Bd. 1, als Bd. 2 und Bd. 3 des Badischen Geschlechterbuchs — ersterer sofort lieferbar, die beiden andern bei Erscheinen — neu zum Vorzugspreis von 14 RM. abzugeben; Bestellkarten werden gewünschtenfalls gerne übersandt.

Vom unbekanntem Soldaten.

Sie wähten uns verloren und zerschlagen,
erstickt die Glut, die Helden heilig galt,
und stumpfe Asche deckte tot und kalt
den letzten Funken aus den größern Tagen.

Wer alle Not um dieses Volk getragen,
hieß Narr und Schuft und ging, die Faust geballt:
indes die Meute ihn bespie und schalt,
war kein Gericht, Verräter anzuklagen.

Doch schon trug irgendwo der unbekanntete
Soldat, erst noch als Tor verhöhnt, das Zeichen
der echten Freiheit in den Tag der Schande:

Er ließ auflohn, was unter Schlacken brannte,
als Mahnmal über Männern, Völkern, Reichen
und als ein Schicksalsfeuer seinem Lande.

Bertold Karl Weis

Die junge Königin.

Erzählung von Otto Smelin.

(3. Folge.)

Die Königin erschien zur Frühmesse, sah bleich und übermäßig aus und begab sich nachher wieder auf ihre Zimmer, um sich auszuruhen. Sie lag im Dämmerlicht auf einem Ruhebett und konnte keinen Schlaf finden. Immerfort jagte sie der Gedanke: Es muß sein, es muß jetzt sein. Die Pulse klopften; sie wollte sich selber stärken. Aber dahinein wogte die Freude, diese unbeschreibliche, süße, wilde, gute Freude: Morgen, morgen um diese Zeit ist er da, hier vor mir und dann ... Weiter kam sie nie. Nachmittags ritt sie aus, durch neblige, herbstlich feuchte Wälder; nur eine ihrer Frauen und ein Knappe waren mit. Sie kamen bei Zahnenklee an eine Wiese, wo Holztische standen; Männer waren damit beschäftigt, sie abzuschlagen. Man fragte, was das sei, und einer der Männer sagte, hier habe der König am gestrigen Abend ein Waldfest gefeiert mit seinen Freunden und Freundinnen. Die Königin, die der Mann nicht kannte, hielt die Zügel krampfhaft fest. Und sie fragte:

„Hat der König auch eine Freundin?“

Da lachten die Männer, so merkwürdig fanden sie die Frage. Einer rief:

„Augenblicklich, hab ich mir sagen lassen, soll sie Gisela heißen.“

„Ein schönes, großes, blondes Weib; ich hab sie gesehen“, sagte ein anderer.

Die Königin ritt weiter. Aber von nun an war alles anders. Sie ritt noch eine Stunde. Abends gab sie Befehl zu packen. Morgen wolle man in aller Frühe fort; sie vertrage die Nebel hier am Gebirge nicht. Aber morgens verschob sie den Aufbruch auf den Nachmittag und erwartete den König zur festgesetzten Stunde.

Sie hatte alle Begleitung weggeschickt und war ganz allein. Als er eingetreten war und sie begrüßt hatte, bat sie ihn, er möge auch seine Begleiter entlassen. Er machte eine Handbewegung, die Verwunderung und Gleichgültigkeit ausdrücken konnte:

„Wenn Sie wünschen“, sagte er und entließ ihn.

Aber nun, wo sie ihm seit Jahren zum erstenmal wieder allein gegenüberstand, erschien ihr ihr ganzes Vorhaben lächerlich und sinnlos, ja, sie wußte kaum noch, was sie eigentlich hatte sagen und tun wollen. Weil sie nicht gleich Worte fand, sagte er:

„Ich weiß nicht, warum wir über die Gerechtfame des Stiftes Neuenburg unter vier Augen verhandeln sollen.“

„Ja, es ist wahr“, sagte sie, „aber es ist nicht das allein. Ich wollte ...“ Sie stockte schon wieder. Aber natürlich, man konnte das alles gar nicht sagen; es war ganz unmöglich; was hatte sie sich nur gedacht.

Sie sah sein lebhaftes Auge, seine rasche Bewegung, und alles erinnerte an Kindertage. Und sie trat einen Schritt vor und lächelte ihn an:

„Ich muß an jenen Morgen denken damals in Quedlinburg, als wir noch Kinder waren und durch die Wiesen ritten ... Ich weiß nicht, wie es kommt, auf einmal muß ich daran denken und sehe es alles ganz deutlich; es war, glaube ich, auch Herbst.“

Er stand ein wenig gebogen und schlank wie eine Gerte vor ihr und sah sie an mit seinem wachen Blick.

„Wahrscheinlich willst du doch etwas Bestimmtes von mir, nehme ich an. Du bist doch wohl kaum gekommen, um mit mir Kindheitserinnerungen auszutauschen.“

O, sie war sehr glücklich, daß er du sagte, und antwortete rasch:

„Nein, natürlich nicht.“

Dann fiel ihr ein, was der Waldarbeiter gesagt hatte: ein schönes blondes Weib. Ihre Augen wußten nicht, wohin sie sehen sollten. Er mußte ihre Verwirrung merken, konnte sie sich nicht erklären. Er hatte ja nie mehr an sie gedacht, nicht mehr als pflichtmäßig.

„Du hast mir vermutlich etwas anderes sagen wollen. Dieses Stift Neuenburg war wohl nur der Vorwand, ich dachte das gleich. Also bitte sag es. Wir sind nun zusammen.“

„Ja, du hast recht“, sagte sie schnell, ganz glücklich schon, daß er das mit dem Vorwand erraten und gesagt hatte, „es war wirklich nur ein Vorwand. Ich konnte ja vor Graf Burkhard unmöglich ... aber du wirst vielleicht gar nicht verstehen was ich dir sagen will; es ist nicht so ganz einfach.“

Da konnte sie schon wieder nicht weiter. Sie sah ihn an. Er war schmal im Gesicht; seine Augen waren so männlich geworden. Weil sie ihn ansah, konnte sie nicht weiter. Was sollte sie nur tun? Heinrich sagte: „Ich nehme an, es handelt sich um eine Personalfrage, die nur uns angeht. Du kannst ganz offen sprechen. Wenn du irgendeinen Wunsch hast, bitte. Oder ist etwas vorgekommen?“

Da fiel ihr der Page ein. Sie war froh, daß er ihr einfiel.

„Es war nur, daß du weißt, warum ich Lothar von Rirberg entfernte. Es geschah nicht ohne Grund; aber ich möchte nicht, daß es wie königliche Ungnade gedeutet wird.“

Heinrich konnte sich nicht entsinnen, aber er sagte:

„Die Königin hat das Recht; es sind keine Entschuldigungen oder Erklärungen nötig.“

Sagte er nicht verstanden? Konnte er denn auch dies wieder nicht verstehen? Berta fühlte eine leise Angst.

Aber er mußte doch. War es denn ganz unmöglich? Ihre Stimme wurde eindringlicher, wärmer:

„Es liegt nichts gegen ihn vor; ich möchte nicht, daß der Schein entsteht, aber ich wollte vorbeugen.“

Heinrich lächelte verstehend:

„Es ist gut, ich werde dafür sorgen.“

Berta wartete, suchte in Heinrichs Zügen, suchte Unruhe, Frage oder wenigstens Neugier. Sie fand nichts davon.

„Ich werde mir“, sagte er ganz ruhig, „den Jungen ansehen. Ich werde ihn bevorzugen.“

Und mit einem Hauch von Enttäuschung oder verächtlicher Verwunderung fügte er hinzu:

„Es wäre kaum nötig gewesen, daß wir dies so wichtig nehmen. Oder war es noch etwas?“

Aber nun wußte sie nichts. Es war plötzlich leer in ihr. Alle Gedanken waren ausgeblasen; es war dunkel, wie wenn ein Sturmstoß in einen Festsaal faucht und alle Kerzen auslöscht. Sie kam auf ihn zu; ihre zitternde Hand legte sich auf seinen Arm; ihre kleinen, rundlichen Kinderfinger berührten das Tuch des Ärmels, drückten den Arm, und sie sagte:

„Ja, ich bitte dich, hilf ihm.“

Nun sah er sie nicht ohne eine leichte Verwunderung an. Ihr Gesicht hatte er seit Jahren, vielleicht seit den Kinderjahren nicht mehr so nahe gesehen. Wenn sie zusammengewesen waren, hatte er nie auf das Gesicht geachtet. Ihre Hand zitterte, als sie den Blick fühlte.

„Ich werde ihn im Auge behalten“, sagte er.

Sie war froh, nun danken zu können, drückte den Arm einen kurzen Augenblick und errötete. Ihre Stimme zitterte und war leise:

„Ich danke dir.“

Er machte eine leichte, abwehrende Bewegung, die besagte: Nichts zu danken.

„War es noch etwas?“, wiederholte er.

Berta besann sich. Nein, es war nicht zu sagen. Warum eilte er so? Warum blieb er nicht stehen, einen Augenblick noch, daß sie die Finger auf dem Arm hätte lassen können? Aber natürlich: ein schönes, großes, blondes Weib. Sie sagte:

„Nein, das war alles.“

Er lächelte, verneigte sich:

„Dann leb wohl!“

Er ergriff höflich ihre Hand, küßte die Fingerspitzen, verneigte sich nochmals, war fort. Sie stand allein da und sah zur Erde.

Am selben Nachmittag brach die Königin auf. Sie war sehr still. Sie ritt allein durch die Nebel; so weit war der Abstand derer vor ihr und derer hinter ihr, daß sie kaum als Schatten im Grau zu sehen waren; sie wünschte es so. Es war kühl. Sie hielt die Hand manchmal an den warmen seidigen Hals des Gauls. Abends war sie sehr müd.

Königin Berta ritt durch Deutschland, wochenlang. Überall blieb sie nur wenige Tage. Man verstand nicht, warum sie immerzu weiterdrängte, wenn sie kaum zwei oder drei Tage irgendwo war. Man fragte nicht, man nahm es hin. „Kinder haben Launen“, sagte Graf Burkard, dem es langweilig war, lächelte ver-

zeihend: „Was soll sie auch sonst anfangen?“ Das sollte heißen: Sie ist ein überflüssiges Geschöpf. Wer weiß, wie lange es so weitergegangen wäre und wie es geendet hätte, wenn nicht plötzlich in jener Zeit die Kaiserin Agnes in Deutschland erschienen wäre und in den Gang der Dinge eingegriffen hätte.

Kaiserin Agnes kam nicht ganz aus eigenem Antrieb. Sie hatte ihre Seele in Rom mit Gebeten vollgefogen. Der Heilige Vater hatte sie seiner Nähe gewürdigt. Hildebrand, der Erzkanzler des Heiligen Stuhls, hatte mit ihr gebetet, hatte sie, obwohl er voll war von großen politischen Plänen und mit ungeheurer Arbeitslast beladen, gehört, ihre Sündenbekenntnisse hingenommen und ihr die Gnade des himmlischen Vaters in Aussicht gestellt. Mehr als dies: Hildebrand, von dem schon jetzt jeder wußte, daß er der Nachfolger des regierenden Papstes Alexander sein werde, hatte sie eingeweiht in seine hochfliegenden Pläne, hatte sie ausersehen, zum Segen der Kirche und zum Ruhme Gottes mitzuwirken an der Verwirklichung des Gottesstaates. Er hatte ihr die Sorgen nicht verhehlt, die ihm ihr Sohn, der junge König, machte, der so ganz andersgeartet war wie sein gottesfürchtiger Vater. Zwar in Worten versprach er Demut und Gehorsam gegen die Anordnungen und Wünsche des Heiligen Stuhles; seine Briefe triefen oft geradezu von Ergebenheit; aber leider blieb es meist bei diesen triefenden Worten. Hildebrand zählte die Fälle auf, wo den Worten keine oder nur halbe Tatsachen gefolgt waren. Es war bitter, es war bedauerlich; es war kein Zweifel, der junge König war auf dem besten Weg, sich die Gnade Gottes und sein eigenes Seelenheil zu verscherzen, wenn er so fortfuhr, die Ermahnungen in den Wind zu schlagen oder heuchlerisch zu umgehen, die ihm der Heilige Stuhl zukommen ließ.

Kaiserin Agnes hörte mit Angst und Sorge solche Erklärungen des Archidiacons Hildebrand. Sie bat ihn um Nachsicht; sie betete gemeinsam mit ihm für die Besserung ihres Sohnes. Aber Gebete allein genügten nicht. Mit ledergelbem Gesicht, überarbeitet, von innen verzehrt vom Brande seines glühenden Traumes saß ihr der Kanzler gegenüber in seiner schlichten Kutte, und seine dunklen scharfen Augen drangen in sie wie Stiche, wie Geißelhiebe. Nein, mit Gebeten allein war es nicht getan. Man durfte die Dinge nicht laufen lassen wie sie liefen. Man mußte rechtzeitig eingreifen zum Ruhme Gottes und der Heiligen Kirche, zur Rettung der Seele des jungen Heinrich.

Was war zu tun? Strafen, Züchtigungen, Gewalt? Nein, dafür war Hildebrand nicht; in diesem Fall, an dieser Stelle nicht. Erst im äußersten, verzweifeltsten Fall durfte man zu solchen Mitteln greifen. Immer war ja die christliche Kirche der Hort der göttlichen Liebe, der Verzeihungen, der Güte. Wie sollte der Sohn des dritten Heinrich, dieses wahrhaft frommen und christlichen Königs und Kaisers, so ganz unempfänglich sein für die göttliche Gnadenanstalt? Das war nicht anzunehmen. Im Gegenteil, es war anzunehmen, daß in ihm der Same eines frommen und christlichen Lebens lag. Man mußte diesen Samen nur zum Keimen bringen.

Kaiserin Agnes atmete auf. Sie war dem Manne unendlich dankbar, der so von ihrem Sohn sprach. Ihre Verehrung für ihn kannte keine Grenzen, weil er so sprach, er, der, wie sie wußte, gegen sich streng war, und dem die Härte als Notwendigkeit des Herrschens wohlvertraut war.

Aber wie konnte man den Samen zum Keimen bringen? Warum hatte er nicht schon längst von selbst Wurzeln getrieben und sich entwickelt? Nun, man mußte die Kindheit dieses Jünglings sich ins Gedächtnis rufen, um das zu verstehen. Sechsjährig hatte er die führende Hand des Vaters verloren; von ehrgeizigen egoistischen deutschen Fürsten war er umgeben, hin und her gerissen, bald verwöhnt, verzärtelt, bald wieder mit unsinniger Strenge und Enge umgeben. Wie konnte sich da eine Seele richtig entfalten, wie konnten da die guten Anlagen entwickelt werden. Und heute? Er war umgeben von Leuten, die seine wilden Triebe noch förderten, eiteln Ehrgeizlingen, wilden Draufgängern, lebenslustigem jungem Volk, das keinen Ernst hatte. Man mußte ihn aus dieser Gesellschaft bringen. Nicht von heute auf morgen, allmählich und fast unmerklich für ihn. Man mußte ihn zu einem ruhigen, geordneten Leben führen. Dazu bedurfte es einer gütigen, klugen, vorsichtigen Hand, der Hand einer liebenden Mutter, einer treu ergebenen Gattin. Nicht vom Politischen her dürfe man den Menschen betrachten, am wenigsten einen Jüngling von achtzehn Jahren. Gerade hier hatte die Einwirkung auf den König einzusetzen, im Privatleben. Da sei denn in erster Linie das Eheleben des Königs zu betrachten. Er sei verheiratet; Berta von Turin sei seine rechtmäßig ihm angetraute Gattin, aber wie man höre, lebten die Ehegatten wenig zusammen, kummerten sich kaum umeinander. Das sei keine christliche Ehe. Das sei der Punkt, an dem man beginnen müsse. Habe der König sich einmal zu einem christlichen Eheleben bekehrt, so sei zu hoffen, daß manches anders werde ...

Die kaiserliche Nonne erkannte die Mäßigung und die Weisheit ihres geistlichen Beraters. Sie war bereit, das ihre zu tun. Sie kam nach Deutschland. Sie hörte herum, was man sprach. Sie suchte die Königin auf. Sie saß im Nonnenkleid vor ihr an einem trüben, milden Frühlingstag, fragte mit kühler Vorsicht, mit unbeirrbarer Eindringlichkeit. Sie ließ, weil Gildebrand es ihr empfohlen hatte, nichts davon merken, daß sie auch in höherem Auftrag kam. Sie habe die Tochter so lange nicht gesehen, begann sie, sie freue sich, sie gesund zu finden. Sie sei auf der Durchreise zum König. Ob sie ihm etwas berichten solle?

Berta dankte und sagte warm: Sie lasse ihn grüßen ... Dann stockte sie schon.

Der Blick der Kaiserin war forschend: Ob sie ihn lange nicht gesehen habe?

„Nein“, erwiderte Berta scheinbar gleichgültig, „ziemlich lange nicht“.

„Es ist ungewöhnlich“, meinte Agnes, „besonders bei einem König, daß er so selten mit seiner Gattin zusammen ist“.

„Der König hat viel zu tun.“

„Auch Kaiser Heinrich hatte viel zu tun; dennoch hat er sich selten und immer nur für kurze Zeit und auch

da nur gezwungenermaßen von mir getrennt. Erst durch das Zusammenleben der Ehegatten wird der Zweck des von Gott gestifteten Sakramentes der Ehe erfüllt. Eine Frau soll dem Manne Gefährtin sein, immer, überall.“

Was sollte Berta antworten? Sie wurde unruhig.

„Du hast mir gelobt“, nahm Agnes wieder das Wort, „dem König gehorsam zu sein“.

„Ich bin gekommen, wenn er mich rief.“

Kaiserin Agnes schien noch immer nicht zu verstehen. Ihr Blick glitt prüfend über das Mädchen, das die Gattin ihres Sohnes war.

„Auch bedürfte das Reich eines Thronfolgers.“

Berta senkte die Augen; erst nach einer langen Stille sagte sie:

„Majestät, ich bin nicht die Gattin des Königs.“

Das weiße, spitze Gesicht der Kaiserin wurde noch spitzer.

„Nicht die Gattin?“

Es blieb still, bis die Kaiserin sich faßte; als wolle sie Gewißheit haben, als habe sie immer noch nicht begriffen, sagte sie:

„Und du sagst, du seist gehorsam gewesen?“

Berta antwortete nicht. Unbeweglich und unscheinbar saß sie in ihrem Stuhl. Agnes schien nachzudenken, bis sie mit einem Tone kühler Entrüstung sagte:

„Der König versündigt sich vor dem Herrn.“

Am nächsten Tag reiste Kaiserin Agnes weiter. Bald darauf war sie in Sachsen, wo sich der junge König aufhielt. Es gab lange Gespräche unter vier Augen. Sie endigten damit, daß Heinrich sehr aufbrausend wurde. Er gab alles zu, nahm alle Schuld auf sich, in einem übermütigen, widerspenstigen Ton erklärte er schließlich:

„Warum kümmern Sie sich um meine und Bertas Angelegenheiten? Ich habe nach dem Willen meines hochseligen Vaters mich mit der mir bestimmten Braut vermählt; ich habe gehorcht. Das andere ist meine Sache. Ich bin der König. Was der Königin und mir recht ist, hat anderen recht zu sein.“

„Gott will, daß die Gatten in ehelicher Gemeinschaft leben.“

„Gott will keine Lüge.“

„Du bist in jugendlicher Verstocktheit. Gottes Hand wird dich treffen. Der Teufel treibt sein Spiel mit dir.“

„Wer zwingt mich dazu? Seid nicht Ihr es? Waren es nicht die Herren in Rom, die mich dazu zwangen? Und die Fürsten?“

„Man sieht dein Leben in Rom mit großer Sorge.“

Heinrich lachte laut, höhnisch, fuchtelte mit den Armen in der Luft, rannte hin und her. Kaiserin Agnes sah ihn verzweifelt an; endlich sagt sie:

„Du mußt ein Ende machen mit diesem Leben.“

Er lachte wieder.

Es kam nichts heraus bei diesen Gesprächen. Kaiserin Agnes war hilflos; sie plagte sich selbst an. Schließlich, als sie nichts mehr wußte, kam sie nur flehend, nur bittend zu Heinrich, beschwor ihn, ihr zuliebe, um seiner und ihrer Seele Seligkeit sein Eheleben zu

führen, wie es vor Gott bestehen könne. Obwohl ihre Bitten aus einer Unbeweglichkeit, nicht aus Leidenschaft kamen, schien es, als hätten sie zuletzt den ganz anderen, fremden Sohn erreicht. Auf einmal fiel sein Blick auf ihre Hilflosigkeit, und er nahm ihre viel zu gealterte Hand und führte sie an die Lippen.

„Gehen Sie“, sagte er, und es war ganz unerwartet, „Gott wird Ihnen helfen“. Daß er das Wort Gott in den Mund nahm und in diesem Zusammenhang, das war ihr wie ein Versprechen, war ihr Überraschung und Gewißheit. Sie ging und reiste kurz danach ab, nach Burgund, wo der mildere Himmel, der Klang der Sprache ihrer Verlorenheit sanfte Hände auflegte. Sie wartete.

Aber es kam ganz anders, als sie erwartet hatte. Sie konnte es nachher gar nicht fassen, was dann kam. Sie hatte an den Heiligen Vater, an Hildebrand, den Mönch, geschrieben, alles berichtet, steif, aber ausführlich, und schließlich jenes Wort des Königs, an das sich ihre Hoffnung knüpfte, und von ihren Erwartungen und ihrem Glauben. Und dann kamen diese Nachrichten, diese unbegreiflichen, die alles wegwehten.

Einige Wochen nach dem Besuche der Kaiserin Agnes bei Berta erhielt diese durch den Grafen Burkard einen Gruß ihres Gatten und die Bitte, ihm Tag und Stunde anzugeben, wann er ihr gelegen komme zu einer wichtigen Besprechung. Diese Mitteilung versetzte die Königin in eine Erregung, wie man sie an ihr noch nicht gesehen hatte. Es war begreiflich, denn noch niemals bis dahin war es vorgekommen, daß der König selbst die Königin gesucht hatte; jedesmal sonst, wenn ihre Anwesenheit aus Gründen öffentlicher Art nötig erschienen war, hatte ihr der König nur eine höfliche und bestimmte Nachricht zukommen lassen, daß er sie dort zu dem festgesetzten Tage erwarte. Berta, die über das, was sie dachte, mit keinem Menschen sprach, mußte ebenso wie Graf Burkard und alle anderen auf die Vermutung kommen, daß der Besuch des Königs mit dem vorausgegangenen der Kaiserin in Zusammenhang stehe, und daß irgend etwas vorgehe, das die ehelichen Beziehungen selber betreffe. Die Königin war wie aufgewacht aus schweren Träumen, heiter, oft beinahe ausgelassen, neckte die Mädchen, kümmerte sich um die Wirtschaft und die Küche; eines Abends probierte sie ihre Kleider an und versuchte, welcher Schmuck ihr am besten stehe. Ihre Jose erzählte es später, nicht ohne einen leisen Ton von Mitleid — sie, die Jose nämlich, war ein schlankes, sehr hübsches, zierliches und eitles kleines Wesen —, die Königin fange endlich an, eitel zu werden, sie habe die Schleierspangen, eine nach der anderen, um die Schleier gelegt und sich aufs Haar gesetzt, und sie habe die Gürtelschnallen selbst blank gepuzt und an die Kleider gehalten und sei damit durchs Zimmer gegangen und habe gefragt, wie es aussehe. „Es wird Zeit, daß sie ihren König einfängt“, sagte ein anderes Mädchen des Gesindes.

Am festgesetzten Tag erschien der König vormittags mit kleinem Gefolge vor der Pfalz. Die Königin stand — niemand wußte und sah es — oben in einem Turm an einer kleinen Luke und schaute hinab auf die bunten Reiter, deren Sattelzeug in der winterlichen

Sonne glänzte. Sie sah, wie der König mit anmutigem Schwung aus dem Sattel sprang, das Pferd tätschelte, sich den Schneestaub von den Füßen schüttelte und sich gestikulierend mit einem seiner Begleiter unterhielt, während die Knechte die Gänge in Empfang nahmen und in die Ställe führten. Sie mußte auf Zehenspitzen stehen, um über die unterirdische Mauer hinuntersehen zu können. Die Bewegungen des Königs weckten Erinnerungen, von denen sie nicht wußte, ob sie einer Wirklichkeit oder Träumen zugehörten. So wie er jetzt die Mütze herunterriß, so ungestüm, so wie er jetzt beim Lachen den Kopf einige Male hochwarf, so wie er den Schnee abstampfte und mit der Hand nachhalf, so war er, so wußte sie ihn und trug ihn in sich.

Und dann, einige Stunden später, stand er vor ihr. Wie sorgfältig hatte sie diesmal das Kleid gewählt! Das Oberkleid in mattem Seegrün aus weicher, schmiegsamer Wolle, das Unterkleid in blassem Karneolrot mit den langen, sehr eng anliegenden Ärmeln, den selbstgestickten Silbergürtel mit der Schnalle, die sanfte, ovale Augen aus großen runden Karneolen hatte. Wie sorgfältig hatte sie den Schleier mit dem Silberreifen ins Haar gedrückt. Und nun saß sie da, und er stand vor ihr genau so, wie sie ihn kannte. So gut kannte sie ihn. Jede Bewegung wußte sie, und jede Bewegung war eine Bestätigung.

Aber was sagte er nur? Sie mußte doch zuhören; es fiel ihr nicht leicht, zuzuhören. Sie mußte ihn immerzu ansehen, immerzu nur ansehen, auffaugen, in sich hineinsaugen. Und darüber vergaß sie das Hören, bis sie plötzlich erschrak.

„... Sie werden selbst diesen Zustand als unhaltbar empfinden...“ Ja, er sagte „Sie“, er sagte wirklich „Sie“. Sie begriff es nicht. Sie merkte nur, daß sie jetzt antworten mußte, und sie sagte:

„Ja.“

Sie hörte ihn sprechen, und weil sie zitterte und immer schauen mußte, wie er sprach, wie er da stand, wie er war, hörte sie nur wie durch Nebelwände:

„... so möchte ich Sie bitten, ... oder darf ich an unsere alte Kinderfreundschaft erinnern? Darf ich in dieser für uns beide entscheidenden Stunde das vertrauliche Du gebrauchen?“

„Ja, natürlich“, sagte sie etwas zu schnell und zu eifrig. Aber was lag daran!

„... Ich möchte dich daher bitten, mir zu helfen. Es soll nichts unklar sein zwischen uns. Weil man sich denn, wie geschildert, so erregt darüber, daß wir kein eheliches Leben führen — ich muß zugeben, ich verstehe diese Erregung wenigstens einigermaßen —, deshalb bin ich zu dem Schluß gekommen, mit dir darüber zu sprechen...“

Wie umständlich er sprach. Warum kam er nicht einfach und nahm ihre Hand? Warum so viele Umschweife? So war er nicht, nein, dieser wilde, jähzornige Junge, der alles über den Haufen warf, wenn er es leid war, warum machte er jetzt so viele Worte?

„... daß es das Beste ist vor Gott und für uns, daß wir diese Ehe trennen...“

Die Wahrheit kam niemals plötzlich ein Herz erreichen; die Wahrheit kommt immer nur tropfenweise.

Der Schmerz kann niemals plötzlich hervorflammen, er kommt immer erst langsam, wie die Nacht auf den Tag kommt, mit scheuen Tritten. Jetzt erst in dieser ganzen langen Unterredung wurde ihr Ohr ganz wach.

„Deshalb werde ich die Fürsten bitten, sich damit einverstanden zu erklären, daß diese Ehe gelöst wird, sie als nicht geschlossen zu betrachten. Ich werde es bekennen und offen sagen, daß wir niemals in ehelicher Gemeinschaft gelebt, daß ich dich freigebe, unberührt und so, wie man dich mir anvertraute. Man wird, weil man gemein ist, es nicht glauben wollen, ich weiß es, ich kenne sie alle, die mir Schmutz anhängen wollen und Unrat, weil sie selber voll davon sind. Deshalb wollte ich zuvor mit dir sprechen, dich bitten, daß du dein Einverständnis gibst.“

Berta saß ohne Bewegung. Sie sah nicht mehr, Nebel schienen sich jetzt um sie gelegt zu haben.

„Auch für dich wird dies ja Freiheit bedeuten. Ich selber werde es ihnen sagen; vor allem werde ich versichern, daß ich dir deine Freiheit wieder zurückgebe, wie du mir die meine.“

Die Freiheit? Was meinte er mit diesem Worte Freiheit? Wie konnte man denn ein Herz frei machen? Sie wollte sich besinnen.

„Ich wollte dich bitten, daß du dorthin kommt, daß du dich bereit hältst, zu bestätigen, daß wir keine Gemeinschaft hatten, daß keine Ehe bestanden hat in dem Sinn, wie sie alle es fordern und meinen, daß ich dich nicht beleidigt, nicht entwürdigt habe, und daß also auch nichts zu trennen ist, weil gar nichts war.“

Nur ein Ende machen. Es war nicht mehr zu ertragen. Keiner war da, der das Gesicht der Königin hätte sehen können. Da saß sie in ihrer Einsamkeit. Was sollte sie nur tun? Nur schnell zu Ende machen, nur schnell. Und sie sagte mit einer gleichgültigen Stimme:

„Ja, es ist das beste so.“

„Du bist bereit zu kommen und es zu bestätigen?“

„Ja, ich bin bereit.“

Warum sollte sie nicht bereit sein zu allem, was lag daran?

„Vor allem, wenn es nötig sein sollte?“

Warum fragte er nur immer wieder?

„Vor allen.“

„Auch für dich ist es ja so besser.“

„Ja, viel besser, viel besser ...“

Da kam er näher, so wie er war, mit jenem schnellen, ungelenkten Schritt, wie ein Füllen; er, was wußte er auch von der Welt! Wie jung war er! Da kam er zu ihr und verneigte sich und nahm ihre Hand. Die Fingerspitzen waren kalt. Er merkte nichts. Wie konnte es ihm auch merkbar sein, daß ihre Fingerspitzen kalt waren, wo er an so wichtige Dinge dachte. Und er küßte die kalten Fingerspitzen. Er dankte sogar. Er sah sie an, wie er sie seit vielen Jahren nicht angesehen hatte. Es leuchtete in seinen Augen, alles mögliche leuchtete da: Freude, Übermut, Herzlichkeit, Dank, Jugend.

„Ich bin dir wirklich sehr dankbar.“

... Sie war wieder allein; sie saß in ihrem Stuhl allein. Wie froh er gegangen war. Sein Mantel hatte geweht, so beschwingt war er gegangen.

Am Abend ritt König Heinrich weg. Niemand erfuhr, was er mit der Königin gesprochen hatte.

Danach war die Königin so allein, wie sie noch niemals vorher gewesen war. Die Mädchen merkten es. Mathilde beobachtete sie. Es mußte etwas vorgegangen sein. Sonst war es Mathilde gleichgültig gewesen, aber jetzt war die Königin sehr anders. Als Mathilde leise zu singen anfang, wie sie es zu tun pflegte, und plötzlich das Gesicht der Königin sah, erschrak sie und hörte auf zu singen. Die Königin sagte:

„Sing nur.“

Man sah, daß sie lächeln wollte, wirklich, jetzt lächelte sie sogar. Mathilde sang, aber es ging schlecht.

Das war so in den ersten Tagen. Später hatte Mathilde es vergessen; sie dachte an das neue Kleid, das sie sich nähte, und an den hübschen Jungen, der ... Die Königin lebte wie vorher, es war kein Unterschied.

(Schluß folgt.)

Auf, deutsche Menschen, auf, deutsches Volk, . . . fühlet die heiligen und unzerreißlichen Bande desselben Blutes, derselben Sprache, derselben Sitten und Weisen, welche die Fremden haben zerreißen wollen; fühlet und ahnet jenes Unendliche und Erhabene, was im Schoß der Tage verborgen schlummert, jene lichten und mächtigen Geister, die erst aus einzelnen Meteoren herausblitzen, die euch aber bald aus allen Sonnen und Sternen leuchten werden; fühlet die neue werdende Geburt der Zeiten, den höheren, frischeren Atem des geistigen Lebens und lasset euch nicht länger durch das Nichtige und Kleine betören und verwirren. Nicht mehr Katholiken und Protestanten, nicht mehr Preußen und Österreicher, Sachsen und Bayern, Schlesier und Hannoveraner, nicht mehr verschiedenen Glaubens, verschiedener Gesinnung und verschiedenen Willens – Deutsche seid, eins seid, wollet eins sein durch Liebe und Treue, und kein Teufel wird euch besiegen.

Ernst Moritz Arndt.